

Nichtamtliche Druckschrift



NORD UND SÜD

Eine Halbmonatsschrift, herausgegeben von
Ludwig Stein

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

Bildnis von Luigi Luzzatti.

Exzellenz Luigi Luzzatti, früherer Ministerpräsident: Italien und Deutschland in der Wissenschaft und in der Wirtschaft.

Dr. Bluwstein: Luzzatti, der Staatsmann, der Denker, der Mensch.

Exzellenz Franz von Kossuth, früherer Handelsminister: Was lebt von Ludwig Kossuth?

Arthur Dix: Neue Ziele!

Dr. G. Mühling: Der italienisch-türkische Krieg und der deutsche Liberalismus.

Spectator alter: Die Ausrottung des Modernismus.

Dr. von Bilguer: Was geht in Tripolis eigentlich vor?

Regierungsbaumeister Franz Woas: Der chinesische Maybach.

Eleonore Kalkowska: Alltag (Gedicht).

Sophie von Woermann, geb. Prinzess Urusoff: Der Hof von Berlin in 1888. (Tagebuch einer Russin.)

Oskar v. Schütte: Richtet nicht . . . Roman. (Fortsetzung.)

36. Jahrgang

1912

2. Märzheft

2. Märzheft 1912.

Inhalt.

	Seite
Bildnis von Luigi Luzzatti	566
Erzellenz Luigi Luzzatti, früherer Ministerpräsident Italien und Deutschland in der Wissenschaft und in der Wirtschaft	569
Dr. Blumstein Luzzatti, der Staatsmann, der Denker, der Mensch	573
Erzellenz Franz von Kossuth, früherer Handelsminister Was lebt von Ludwig Kossuth?	577
Arthur Dir Neue Ziele!	581
Dr. C. Mühlring Der italienisch-türkische Krieg und der deutsche Liberalismus	588
Spectator alter Die Ausrottung des Modernismus	592
Dr. von Bilguer Was geht in Tripolis eigentlich vor?	595
Regierungsbaumeister Franz Woas Der chinesische Maybach	599
Eleonore Kalfowska Alltag (Gedicht).	605
Sophie von Boehrmann, geb. Prinzess Urusoff Der Hof von Berlin in 1888. (Tagebuch einer Russin)	606
Dskar von Schütte Nichtet nicht . . . Eine Erzählung aus den Bergen (Fortsetzung)	619
R u n d s c h a u	
Sozialpolitische Rundschau (Senatspräsident am Reicherversicherungsamt Dr. Flügge)	625
Koloniale Rundschau (Otto Jöhlinger)	627
Literarische Rundschau (Friedrich Stein—Berlin)	629
Musikalische Rundschau (Walter Dahms)	633
Frauen-Rundschau (Ulla Wolff-Frant	634
Wirtschaftliche Rundschau (Horatio)	638

„Nord und Süd“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats.
Preis pro Quartal (6 Hefen) 3 Mark, Einzelhefte 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse

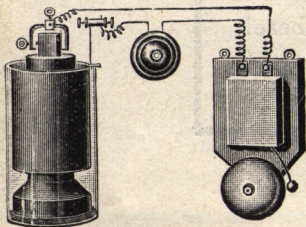
Berlin SW., Breslau, Cöln a. Rh., Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M.,
Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag,
Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilen-
messer No. 5) 70 Pf. Beilagen-Gebühren: 6 bis 8 Mk. ^{2/100}



Wintersport auf den Eisbergen des Niagarafalles.

Der grossartigste Wasserfall der Welt bietet im Winter, falls die Wassermassen einfrieren, ein imposantes Bild. Aber die entstehenden Eisberge gewähren auch grossartige Flächen zur Ausübung jeglichen Sportes. Die Amerikaner haben sich diese Gelegenheit in den letzten Jahren sehr zu nutze gemacht, und täglich vergnügen sich Tausende von Menschen auf diesen ungeheuren und ausgedehnten Eisflächen.



Alle **elektr. Lehrmittel** für Schule, Haus u. prakt. Gebrauch. Bedarfsartikel für Schwachstrom. Lehrreicher Kat., 2500 Ab., frei.
H. R. Müller, Weimar 28.

Ihr Charakter,

Geist, Gefühl wird nach Ihrer Schrift beurteilt. Einzelheit. von günstigem Einfluss. Vertrauens-Spezialist nur für Gebildete seit 1890! Prospekte gratis.
P. Paul Liebe, Schriftsteller,
 Augsburg 1, N-Fach.



Prima Kanarien - Edelroller wunderb. Courensfänger in herrlich. Klangfarbe, n. Güte 8, 10, 12, 15 b. 30 M. Zuchtweibch. 3 u. 4 M. Nachb. Gar. f. Wert, leb. Anf. Ehrenh. Verdien. wie seit 30 Jahren. Preisbuch umsonst. Zuchtbuch 50 Pf. Briefn.
Georg Brühl, Kötzchenbroda E. 112.

Hinweis.

Der vorliegenden Nummer liegt ein Prospekt des Bades Landeck i. Schl. bei, welchen wir der besonderen Aufmerksamkeit unseres Leserkreises empfehlen.

Das Bad Landeck hat sich in neuester Zeit dadurch besonderen Ruf erworben, daß in seinen Quellen ein von keinem anderen Heilwasser übertroffener Gehalt von Radium-Emanation entdeckt wurde, welcher nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen die außerordentliche Heilwirkung zu verdanken ist. Die wundervolle Lage des Kurortes, inmitten herrlicher Hochwaldbestände, sowie die modernen Kureinrichtungen tragen das Ihrige zu der außerordentlich lebhaften Frequenz bei. Ausführliche Broschüren sendet die städtische Badeverwaltung jedem Reflektanten gern kostenlos.

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer in Berlin über das größte Werk des Professor Th. Schieman betr. Deutschland und die große Politik anno 1911 bei, worauf wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Puder- und Schminken-Fabrik mit Dampfkessel-
und Elektromotorenbetrieb von

L. LEICHNER, BERLIN

Lieferant der Königlichen Theater in Berlin

SCHÜTZENSTRASSE 31

Flüssige Schminken, Augenbrauen- und Lippenstifte,
Patti- und Bananen-Crème, Nagel-Crème, Zahnpasta,
::: Schminkkasten aus Metall oder Holz :::

Leichner's Fettpuder

der beste Gesichtspuder der Welt, von den höchsten Damenkreisen und
ersten Künstlerinnen mit Vorliebe verwendet.

Leichner's Hermelin- und Aspasiapuder

Leichner's Fabrikate, auf 30 Ausstellungen mit den
ersten Preisen ausgezeichnet, **garantiert unschädlich!**

Handschuhpuder grosse Neuheit, dient gleichzeitig zur Handpflege
und zum leichten Hineingleiten in die Handschuhe.

Haarpuder zur trocknen Shampooing, entfettet,
reinigt und trocknet das Haar.



Man verlange stets **LEICHNER**



Eingegangene Bücher:

Apponyi, Albert Graf, Lebenserinnerungen eines Staatsmannes. Aus 40 Jahren parlamentarischer Tätigkeit. Leipzig und Wien, Hugo Heller & Cie., 1912.
Cervantes, Don Quixote. München, Martin Mörike, 1912.
Coloma, Luis, Boy, Roman. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1912.
Ettlinger, Max, Philosophische Fragen der Gegenwart. Gesammelte Aufsätze. Kempten u. München, Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, 1911.
Klüger, Dr. Hermann, Friedrich Delitzsch, der Apostel der neubabylonischen Religion. Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Leipzig, Krüger & Co., 1912.
Lichtwark, A., Deutsche Königsstädte. Berlin, Bruno Cassirer, 1912.

Morawitz, Karl (Präsident der Anglo-Österreichischen Bank), Aus der Werkstatt eines Bankmannes. 2. Aufl. Leipzig u. Wien, Hugo Heller & Cie., 1912.
Poock, Wilhelm, Vom lachenden Leben. Eine Auslese aus Fritz Anders Schriften. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
Rosikat, A., Individualität und Persönlichkeit. Ein Klärungsversuch. Leipzig, Krüger & Co., 1911.
Stona, Maria, Flammen und Fluten, Gedichte. Dresden, Karl Reisner, 1912.
Tolstoi, Leo N., Die ebende Leiche. Drama in 6 Akten (12 Bildern). Berechtigte Übersetzung von Adolf Heß. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Schulze & Co., 1912.
Weigand, Wilhelm, Die Könige. Drama. Inselverl., 1912.
Zorr, Peter, Dein Reich komme! Roman aus der Gegenwart. Frankfurt (Oder), Literarischer Verlag.

Aphorismen

von Ida Kaufmann-Marx.

Was ist Freundschaft? Wenn ich die Interessen eines anderen zu meinen eigenen mache.

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß ein älterer Mann sich verjüngt, wenn er eine jugendliche Frau heiratet. Nicht er, der Ältere, wird wieder jung, sondern sie, die Junge und Anpassungsfähige, wird sein Alter annehmen — sofern sie sich lieben.

Die Frauen fangen erst an zu leben, wenn sie heiraten; die Männer heiraten erst, wenn sie genug gelebt haben.

Es gibt wenig Dinge, die unser Schicksal so ungünstig zu beeinflussen vermögen, als die Unaufrichtigkeit gegen uns selbst.

Wenn man bedenkt, wie unendlich viel Weisheit und Güte seit Jahrtausenden in Büchern aufbewahrt wurde, so muß man sich wundern, daß die Menschheit es in dieser langen Zeit nicht gelernt hat, die Theorien dieser Tugenden in die Praxis zu übertragen.

Es ist denkbar, daß ein Mensch unwahr gegen andere und doch wahrhaftig gegen sich selbst ist; aber ausgeschlossen erscheint es, daß jemand unwahr gegen sich und wahr gegen andere sei.

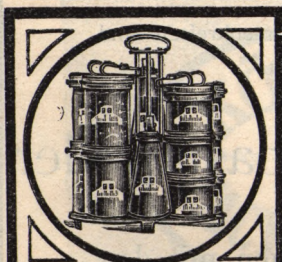
Verschiedenheit der Geistesrichtung ist viel seltener die Ursache der Entfremdung zwischen zwei Menschen als Verschiedenheit in der Auffassung des realen Lebens.

Intuitive Menschen verlieren keine Ideale, sie erneuern sie nur.

Es sind die Gefühlsstarken, die am ehesten im Kampfe mit den Gefühlen unterliegen.

So Viele — und nicht die Schlechtesten — können sich mit den gegebenen Verhältnissen, in denen sich ihr Leben abspielt, nicht abfinden, weil sie Welt und Menschen immer nur vom Ausnahmestandpunkt aus betrachten.

Mancher wird nur bewundert, weil man ihn nicht versteht.



Das Beste vom Besten
für die Hausfrau sind

**Original-
Ortelts Einkoch-**

Apparate und Gläser
zur Frischhaltung
aller Nahrungsmittel.

In tausenden Familien eingeführt und prämiert.

Viele Neuheiten u. bedeutend ermäßigte Preise.

Zu haben in allen besseren Haus- u. Küchen-Magazinen.

Gustav Ortel,
Oels in Schlesien.

FORMLICHST BEKANNTE MARKE
SCHUTZ-MARKE
**Spiess-
Stiefel**
QUALITÄT ELEGANZ PASSFORM
Special M. 16.50
Excelsior M. 18.50
W. SPIESS SCHUHFABRIK
G. M. B. H.
STUTT GART

Villenkolonie **Oberwartha**
Klostergut bei Coschande-Dresden.
Preiswerte Baustellen und fertige Grundstücke. Illustrierter Prospekt kostenfrei

Balladen aus dem Biwak von Rudyard Kipling. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg. Preis: Geh. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.50.

Nun liegt auch die vielleicht eigenartigste Schöpfung Kiplings, sein Balladenbuch, in deutscher Ausgabe vor. Und man weiß nicht, was mehr zu loben ist: des englischen Dichters wundervolle Strophen oder die meisterhafte, formvollendete Übersetzung Marx Möllers, die alle bisherigen unvergleichlich überragt. Es dürfte auch in der gesamten Literatur Kiplings, „Balladen aus dem Biwak“ so leicht nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen sein. In seiner ganzen wilden Romantik erstet lebensprühend aus diesen Blättern der englische Söldner, der viel gehönte Tommy Atkins, mit seiner fanatischen Liebe zur Größe des Vaterlandes und zum... Whisky, mit seiner im Grunde gutartigen Derbheit, seiner naiven Treuerzigkeit, seiner gelegentlichen romantischen Melancholie. Aus den machtvollen Rhythmen dieser Verse aber tönt das Dröhnen der marschierenden Regimenter, das Hufklappen der Pferde, die Klänge altenglischer Volksweisen.

Warenverzeichnis

<p>Agfa - Artikel überall zu haben. A. G. f. Anilin-Fabrikation Photo-Abteilung, Berlin O.</p>	<p>Galanteriewaren Lederartikel etc. Albert Rosenhain Berlin, Leipziger Str. 75</p>	<p>Nähmaschinen G. M. Pfaff Kaiserslautern</p>
<p>Brillen, Kneifer u. Operngläser kauft man am billigsten und besten bei Optiker Ruhnke, Berlin</p>	<p>Harmoniums Jul. Heinr. Zimmermann Leipzig</p>	<p>Odol dol dol</p>
<p>Chemiker Ed. Wünsche Berlin, Leipziger Str. 105</p>	<p>Jagd- u. Sport- Artikel S. Adam, Berlin</p>	<p>Papier- Ausstattungen M. Krause BERLIN S 42 Alexandrinenstrasse 99</p>
<p>Delikatessen Weine, Südfrüchte kauft man stets frisch bei F. W. Borchardt, Hofl. Berlin W Französische Strasse 47-48</p>	<p>Kaviar V. & A. Hucke, Berlin C Kaiser-Wilhelm-Strasse 21</p>	<p><i>Schlafsäcke</i> (Patent) Ferd. Jakob Köln a. Rh.</p>
<p>Elektrische Lichtbäder Elektrizitäts- Gesellschaft „SANITAS“ BERLIN N, Friedrichstr. 131 d.</p>	<p>Livreen G. Benedikt Berlin W 9 Königgrätzer Strasse 10</p>	<p>Trockenplatten Otto Perutz München</p>
<p>Fahrräder „Germania“ Seidel & Naumann Dresden</p>	<p>Mädler-Roffer Moritz Mädler Leipzig-Lindenau</p>	<p>Weimärische Hufschmiere Grosse Büchse Mk. 2,— Kleine „ Mk. 1,— Ronz. Restitutions-Fluid extr stark Grosse Flasche Mk. 2,70 Mittlere „ Mk. 1,90 Kleine „ Mk. 1,— nach d. Original-Rezept d. Großherz. Sächs. Hofrobarztes H. Fabricius. Fabr. Herm. Hertel, Weimar 53.</p>

Hotel- und Reise-Anzeiger

Baden-Baden. **Hotel Stephanie** Eingang der Lichten- thaler Allee Nr. 1 ::

Mitten in einem grossen Park gelegen und zu längerem Aufenthalt besonders geeignet.
Spez.: Appartements und Einzelzimmer mit Toiletten und Privatbädern. 4 Personen-Aufzüge.
Betrieb vom 1. April bis 1. November. Besitzer: C. Brenner.

Berlin. **Hotel Esplanade** **Bellevuestrasse,** am Potsdamer Platz :: ::

Ruhigste Lage in der Nähe des Tiergartens :: Haus allerersten Ranges.
:: Appartements und Einzelzimmer mit Toiletten und Privatbädern. ::

Dresden. **Hotel Bellevue** Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage, mit Garten und Terrasse, an der Elbe und Opernplatz, gegenüber dem Kgl. Schloß, Opernhaus, Gemälde- Galerie etc. Winter 1910/11 umgebaut und vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrich- tungen versehen. Einzelzimmer und Wohnungen mit Privatbad und Toilette. Automobil- Garage, abgeschlossene Abteile. R. Ronnefeld, Direktor und Leiter.

Düsseldorf. **Park - Hotel** direkt am Hofgarten gelegen

Vornehmstes Familien-Hotel der Stadt in schönster, ruhiger Lage. :: Appartements
mit Privatbad und Toilette. :: Auto-Garage. :: Telegr.-Adr.: Parkhotel. Düsseldorf.
Direktor: L. P. WEIDLICH, Hoflieferant.

Frankfurt a. M. **Englischer Hof** **Hotel d'Angletterre** vis-à-vis Hauptbahnhof ::

Zimmer von Mk. 4.— an, mit Bad von Mk. 9.— an. :: Komfort. eingerichtet. Haus mit Fahrstuhl
Feines Hotel I. Ranges mit den modernsten Verbesserungen und Ausstattungen. :: Feine Küche.
Zentralheizung mit Warmwasser. :: Englische und französische Billards. :: Automobil-Garage.

Kassel. **Grand Hotel** gegenüber dem Königlich Schloss im Park mit den Wasserkünsten.

Hervorragender Luftkurort im Sommer und Winter. :: Sommerresidenz S. M. des Deutschen Kaisers.
Pension. :: Restaurant I. Ranges. :: Konditorei :: Das ganze Jahr geöffnet. :: Zentralheizung.
Vakuum-Entstaubanlage. Inh.: Adolf Stecker, Kgl. Hoflieferant.

München. **Hotel Bayerischer Hof** Vornehmstes Familienhotel

in schöner ruhiger Lage am Promenadenplatz. :: Appartements u. einzelne Zimmer mit Privatbad.
Prachtvolle Speisesäle. :: Hochelegante Konversationsräume. :: Wintergarten. :: American Bar
:: Vorteilhafte Arrangements für Winteraufenthalt. ::

Heilanstalten

Hue I. S. Sanatorium. San.-Rat Dr. Philling; Hausarzt Dr. P. Meissner. Geschützte Lage; wald. Umgeb.; mild. Höhenklima; neuzeitl. Einricht.; Diätkur. Gesamt-Wasserheilverf., med. Luft-, Licht-, Sandbäder; Heissluft. Heilgymnast. (Zander-App.), Orthopädie, Massage, Elektro-u. Röntgentherapie, Bandagenwerkstätte, Behandlung von Herz-, Nerven-, Stoffwechselkrankheiten, orthopäd. Leiden, Uebungskurse für Kinder. Prospekte.

Baden-Baden Sanatorium Dr. Lippert
für Magen- u. Darmkranke, Mastkuren. An den Gönneranlagen nächst Lichtentaler Allee. Beschränkte Patientenzahl. Erstklassiger Komfort. Zentralheizung. Prospekte. Das ganze Jahr geöffnet.

Birkenwerder bei Berlin. Sanatorium Dr. Sperling — Dr. Dahle. Sommer und Winter. Erfolgreiche Luft-, Diät-, elektr. etc. Kuren. Spezialität ärztl. Magen-, Darm-Massagen. Prospekte gratis.

St. Blasien im südlichen Schwarzwald, 800 m über dem Meere.
Sanatorium für Lungenkranke.
Modernste Einricht. Herrl. Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Viele Dauererfolge. Illustr. Prospekte frei.
Dir. Arzt: Dr. Sander.

St. Blasien im bad. Schwarzwald, 800 m über dem Meer.
Sommerfrische, Terrain- und Waldkurort.
Sanatorium Villa Luisenheim für Nerven-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten, Lungenkranke abgeschlossen.
Leitende Aerzte Hofr. Dr. Determann und Dr. Wiswe.

St. Blasien Badischer Schwarzwald, 800 m über Meer. Sommerfr., Luft-, Terrain- u. Waldkurort

Erholungsheim Friedrichshaus unter dem Protektorat Ihrer Kgl. Hoheit der Grossherzogin Luise. Kuranstalt f. d. Bedürfnisse des gebildeten Mittelstandes: f. Rekonvaleszenten, Nerven- u. Herzkranke, Stoffwechselkranke Magen u. Darmleidende, Blutarmer u. andere innerlich chronisch Kranke mit **Ausschluss von Lungen- und Geisteskranken.** — Grosser Komfort. — Infolge seines charitativen Charakt. sehr mäss. Preise. M. 5.— bis M. 8,50 (Wohnung, Verpf. u. zum Teil Kurmittel).
Illustr. Prospekte kostenlos.

Sanatorium Finkenwalde bei Stettin.
Buchheide Heilanstalt für Nervenkranken, Alkohol- und Morphinumkranken
Vier Gebäude. — Grosser Park. — Waldige Berglandschaft.
Dr. Colla.

Dresden - Koschwitz Dr. Müller's Sanatorium.
Neuerbaute Anstalt. — Prosp. u. Brosch. frei
Diätet. Kuren nach Schroff.
Wirksam. Heilverfahren in chron. Krankheiten.

Friedrichsroda Dr. Bieling's Wald-Sanatorium „Tannenhof“.
Moderne Kuranstalt für individuelle Behandlung von Herz-, Nerven- und inneren Leiden.
Prospekte frei.

Hohenhonnef am Rhein Sanatorium für Lungenkranke
Prächtige Lage im Siebengebirge, hoch über dem Rheintal, mitten im Walde. Vollkommenste Kureinrichtungen. Bewährtes Heilverfahren. Leitender Arzt: Prof. Dr. Meissen. Ausführliche Prospekte durch die Direktion.

Rheinau a. Rh. Kur- und Wasserheilanstalt für Nervöse und Erholungsbedürftige.
Das ganze Jahr geöffnet.
Aerztl. Leitung: Rechtsrhein. Bahnst.: Enger
Geh. San.-Rat Dr. Erlenmeyer. Post: Bendorf a. Rh.

Neckargmünd herrlich gelegen, 12 Minuten von Heidelberg. Dr. Langenbach's Sanatorium für Nervenkranken und Erholungsbedürftige.

Partenkirchen. Dr. Wiggers Kurheim.
Für Innere, Nervenkranken und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, grosser Park, modernste Einrichtung, jeglicher Komfort. Lift. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte. 3 Aerzte.

Sanatorium Schlerke I. Barz
am Fusse des Brocken
Physikal.-diätet. Heilanstalt für Nervenleidende, Herz- und Stoffwechselkranke, Erholungsbedürftige, Rekonvaleszenten etc. Alle modernen Kureinrichtungen vorhanden.
Anerkannt schöne und geschützte Lage.
Das ganze Jahr/öffnet. San.-Rat Dr. Haug.

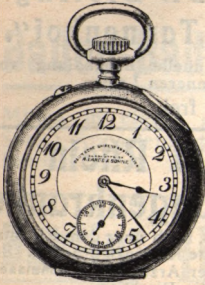
Schockethal bei Cassel. Kuranstalt für physikalisch-diätetische Heilweise. Neueste fachwissenschaftl. Apparate, moderne Einrichtungen. Grosse Erfolge. Entzückende, sehr geschützte Lage, mildes, gleichmässiges Klima. Prospekte. Telephon 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Wehrwald bei Todtmoos, südl. badischer Schwarzwald.
Höchstgelegenes Sanatorium Deutschlands
für Lungenkranke
(831 m). Mustergültige Einrichtungen. Das ganze Jahr geöffnet. Besonders günstig für Leichtlungenkranke.
Dirig. Arzt: Dr. F. Lips.

A. Lange & Söhne, Deutsche Uhrenfabrikation

GLASHÜTTE I. SA.

*Original aller Glashütter
: Fabrikate und Systeme :*



Prämierte Glanzleistungen

37 erste Preise. Preisrichter Paris, St. Louis u. Brüssel

Anerkannt vorzüglichste deutsche Präzisions-Taschen-Uhren.
∴ Chronographen, Sportuhren in eleganten Gehäusen ∴

Durch alle besseren Uhrenhandlungen zu beziehen.
Festschriften und Preislisten gratis und franko.



NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ
 **SALZ**
ist das allein echte Karlsbader
Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



Herausgeber
Prof. Dr. Ludwig Stein

Man abonniert auf

„Nord und Süd“

(Preis pro Quartal [6 Hefte] Mark 6.—)

bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, wie direkt beim
Verlage: Schlesische Buchdruckerei Kunst- u. Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender A.-G.

Leipzig

E. F. Steinacker

Breslau III

Siebenhufenerstrasse 11/13

Berlin W. 10

Lützowufer 5a

Wien

Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung

Budapest

Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertvierzigster Band
36. Jahrgang : 1912 : Januar-März

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A. G.

Berlin * Breslau * Leipzig

Bühnenufer 5a.

E. F. Steinacker.

Wien

Budapest

Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung.

Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

Wörterbuch

der deutschen Sprache

von Jacob Grimm

Erster Band

Verlag von G. Reimer

in Berlin

Druck von G. Reimer

in Berlin

1854

Preis

10 Thaler

in 2 Bänden

Inhalt des 140. Bandes:

Januar / Februar / März 1912

.....

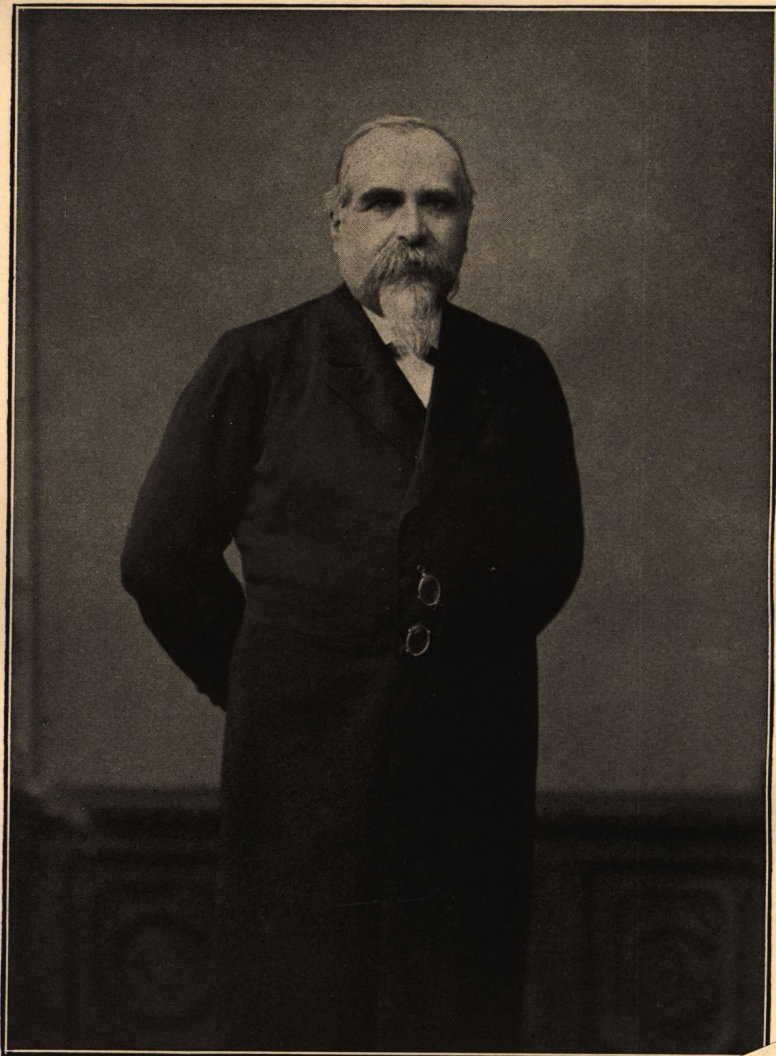
	Seite
Abdel Samad-Schumacher, Dorothea: Türkische Feldpost aus Tripolis	174
Apponyi, Graf Albert: Internationale Rechtsbildung	56
Arrhenius, Professor Svante: Das Milchstraßensystem. (Mit 1 Tafel)	180
Auerbach, Rudolph Berthold: Berthold Auerbach. Zum 100. Geburtstag	540
Babillotte, Arthur: Felix Dahn †	204
	442
	Herman Bang
Bernstein, Eduard, M. d. R.: Sozialismus und Regierung	412
Bilguer, Dr. von: Tripolitanisches	169
" " " Neues aus Tripolis	509
" " " Was geht in Tripolis eigentlich vor?	595
Blu"stein, Dr.: Luzzatti, der Staatsmann, der Denker, der Mensch	573
Brunner, Constantin: Liliencron und alle seine unsterblichen Dichter	323
Dernburg, Dr. Bernhard: Staats- und Wirtschaftsaufgaben im neuen Kongo	37
Dix, Arthur: Neue Ziele!	581
d'Estournelles de Constant, Baron: Internationale Friedensbestrebungen	496
Erner, Erzellenz Dr. Wilhelm: Internationalismus	305
Feldmann, Siegmund: Herr Jules Cambon	489
Fischer, Erzellenz Dr. W. D.: Italien 1861—1911	296
Friedjung, Dr. Heinrich: Fürst Bülow und der Dreibund	135
Goldberg, Julius, Liz. beider Rechte: Die staatliche Kranken- und Unfallversicherung in der Schweiz	408
Goldziher, Hofrat Professor Dr. Ign. (Budapest): Der marokkanische Großscherif und seine englische Gattin	419
Jbsen, Staatsminister a. D. Dr. Sigurd: Literarische Erotik	532
Kaß, Dr. Eugen: Friedrich Naumann	385
Klaar, Prof. Dr. Alfred: Ludwig Pietzsch. Ein Nachruf	67
Knobloch, Oberbürgermeister Alfred: Friedrich der Große und seine Wirtschaftspolitik	142
Kossuth, Erzellenz Franz von, früherer Handelsminister: Was lebt von Ludwig Kossuth?	577
Lichnowsky, Karl Max Fürst: Der Wahlkampf.	17
Lindau, Paul: Zur Einführung. Brief an den neuen Herausgeber	5
Lizmann, Prof. Dr. Berthold: Wildenbruchfeier	193
Luzzatti, Erzellenz Luigi, früherer Ministerpräsident: Italien und Deutschland in der Wissenschaft und in der Wirtschaft	569
Mayer, Alfred: Thomas Theodor Heine (mit Illustration)	333
Mühling, Dr. E.: Der italienisch-türkische Krieg und der deutsche Liberalismus	588
Nathan, Dr. Paul: Der letzte Kabinettskrieg	29
	England und Wir
Ostwald, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm: Das Gehirn der Welt	63
Polly, Dr. Adrian (St Petersburg): Chinesische Wirren	403
Rieser, Geh. Justizrat Prof. Dr.: Der Hansabund für Gewerbe, Handel und Industrie	23
Rigenthaler, Dr. M.: Georg V., König von England	394
Rogalla von Bieberstein, Oberstleutnant a. D.: Die Dardanellen	154
Roscoe, Rt. Hon. Sir Henry: Deutschland und England	388
Schieler, Prof. Dr.: Der Odd-Fellow-Orden ein Kulturfaktor	315
Schütte, Oskar von: Richtet nicht . . . Eine Erzählung aus den Bergen	74
	212, 339, 455, 547, 619
Schweninger, Geh. Medizinalrat und Universitätsprof. Dr. med. Ernst: Zur Psychologie des Arztes	519
Singer, Chefredakteur Wilhelm: Mehr Licht!	146



Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse

Berlin SW., Breslau, Cöln a. Rh., Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M.,
Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag,
Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertionspreis: pro 46 mm breite Zeile (Rudolf Mosse's Normal-Zeilen-
messer No. 5) 70 Pf. Beilagen-Gebühren: 6 bis 8 Mk. ⁹/₁₀₀.



Dr. Luigi Luzzatti,
früherer Ministerpräsident.

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A. G.

Berlin * Breslau * Leipzig

Bühnenufer 5a.

E. F. Steinacker.

Wien

Budapest

Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung

Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

36. Jahrg. Band 140. Heft 450 Zweites Märzheft 1912

Handwritten Title

Handwritten text line 1

Handwritten text line 2

Handwritten text line 3

Handwritten text line 4

Handwritten text line 5

Handwritten text line 6

Handwritten text line 7

Handwritten text line 8

Handwritten text line 9

Luigi Luzzatti:

Italien und Deutschland in der Wissenschaft und in der Wirtschaft.

Die Völker lieben einander nicht mehr. Die Verwandtschaftsbeziehungen durch gemeinsame Herkunft schließt der koloniale Imperialismus aus. Nur zwei Kräfte bleiben unangetastet: die Wissenschaft und die politische Macht. Die Völker fühlen vor einander Achtung, je nachdem sie wissen, und — Furcht, je nachdem sie — stark sind. Hätten sie in den internationalen Beziehungen mit dem Wissen und mit dem Können auch noch die Gerechtigkeit zu vereinigen vermocht, so würden sie ein menschliches Wunder darstellen, von dem auch die fortgeschrittensten Völker noch so weit entfernt sind! Diese realistische Denkweise läßt aber vollkommen die Gründe der augenscheinlichen und mannigfachen Berührungspunkte zwischen Italien und Deutschland einsehen. Sadowa brachte Italien nach Venedig, Sedan nach Rom, und so sind die zwei Staaten zu gleicher Zeit und von denselben nationalen Bestrebungen geleitet entstanden. Für diese Mitarbeit der Staaten wurden auch keine Belohnungen verlangt.

Was aber noch mehr bedeutet, Deutschland und Italien sind durch die wissenschaftlichen Beziehungen mit einander eng verknüpft. Kein anderes Volk hat vielleicht so viel die deutsche Wissenschaft gelernt, als es Italien in den fünfzig Jahren seiner Freiheit getan, — die Wissenschaft in ihrem theoretischen Inhalt sowohl, wie in ihren fruchtbaren praktischen Anwendungen. Der italienische Geist lernte aber die deutsche Wissenschaft auf allen Gebieten der Erkenntnis nicht um diese schülerhaft nachzuschaffen, wie vielmehr um den Weg zu neuen Forschungen zu eröffnen. Um ein Beispiel herauszugreifen, kein Volk hat mehr als Italien sich die tiefen deutschen Untersuchungen des römischen Rechts zu eigen gemacht, jetzt haben wohl die Italiener jene Untersuchungen überholt. Dasselbe ließe

sich wohl in Bezug auf die Rechtsgeschichte, auf das öffentliche Recht und auf einige Gebiete der Nationalökonomie sagen. In der Mathematik, in der Physik, in der Biologie ist vielleicht dieselbe Erscheinung zu verzeichnen. So daß man sagen kann, daß wir von den Deutschen stets lernen und sie bewundern, doch sind wir bereits imstande, sie in wissenschaftlicher Hinsicht prüfend zu beurteilen, und haben wir sie freudig auf manchen Gebieten des Wissens übertroffen. Ebenso wie in der Wissenschaft haben wir die Deutschen in der Einrichtung der Lehranstalten, namentlich der Polytechnischen Institute und der Gewerbeschulen nachgeahmt.

So ist also der erste wesentliche Schritt zur italienisch-deutschen Freundschaft in der Achtung vor den wissenschaftlichen Leistungen begründet. Diese ist auch eine ihrer solidesten Grundlagen für immer. Was nun die anderen Seiten des Volkslebens betrifft, so waren es die Italiener, die die sozialen Versuche Deutschlands zum Wohle des leidenden und arbeitenden Volkes zuerst kennen gelernt und sich angeeignet haben. Der diese Zeilen zu schreiben die Ehre hat, ist bereits seit dem Jahre 1862 in intime Freundschaftsbeziehungen zu Schulze-Delitzsch getreten und hat in Italien über die Einrichtung der deutschen Produktivgenossenschaften berichtet, welche nachher auch in einer, dem italienischen Volksgeist angepaßten Form mit großem Nutzen ins Leben gerufen worden waren. Wie viel schulden also den Deutschen die dadurch von der Bucherlast befreiten Italiener!

Und als Bismarck seine riesenhaft wichtigen Gesetzesentwürfe über das soziale Versicherungswesen brachte, wir folgten ihnen Schritt für Schritt. Im Jahre 1883 gründeten wir die Nationale Bank zur Versicherung gegen Arbeitsunfälle. Später wurde, wie in Deutschland, die Versicherung für obligatorisch erklärt auf Kosten der Unternehmer im allmählichen Fortschreiten. Zwar wollte man bei uns zuerst Alters- und Krankheitsversicherung der freien Entschließung der Einzelnen überlassen und so die sozialen Probleme lösen. Ich war aber der erste Ökonomist als Regierungsmitglied, der die Verantwortung auf sich genommen, zu verkünden, daß Deutschland Recht habe, daß die Zwangsversicherung, mag sie noch so klein sein, der Arbeiterschaft eine soziale Notwendigkeit ist, welche die Wohltätigkeit in Fürsorge verwandelte, die Gesundheit besserte, den Erkrankungen vorbeugte und so die Volkskraft stärkte. Wenn es sich sagen läßt, daß der lateinische Volksgeist in diesen sozialen Angelegenheiten die Freiheit vertritt, während der deutsche die Pflicht, so hat Deutschland mit seinen ungeheuren Versuchen gesiegt und

Italien, Frankreich, Österreich und andere Länder in seinen Kreis fortgerissen.

Welch ein Sieg! — Durch diese Errungenschaften seines ökonomischen Denkens ist Deutschland ebenso ruhmreich wie durch seine größten militärischen Eroberungen geworden, — jene kosteten aber weder Tränen, noch Blut, noch so viel Geld, sie hoben aber materiell und moralisch den ärmsten Teil des Volkes, verwirklichten das große Prinzip der Solidarität des Reichthums und des Elends, der Kultur und der Unwissenheit. Die deutschen Reformen auf diesem Gebiet sind jetzt in der ganzen Kulturwelt zur Geltung gelangt und stellen einen universellen Fortschritt dar.

Italien und Deutschland leisteten und leisten einander auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete nützliche Dienste, sie haben einander vieles mitzuteilen. Vielleicht können wir in manchem über die Leitung des öffentlichen Finanzwesens unterrichten, andererseits ist sicher, daß wir Deutschlands Verkehrswesen, Industrie, Schifffahrt studieren und nachzuahmen suchen. Die ökonomische Fühlung zwischen den beiden Völkern, die durch die Handelsverträge belebt wurde, entfesselte beiderseits neue Kräfte. Wie vieles haben, beispielsweise, die mächtigen und vollkommen ausgerüsteten Schifffahrtsgesellschaften Deutschlands den italienischen beibringen können in Bezug auf die Transportverhältnisse der Emigranten, der Waren, der bemittelten Reisenden u. dergl.! Die Freiheit im internationalen Verkehrswesen, wenigstens etwas von Freiheit, wirkt erzieherisch ein und erhebt die Schüler zur Größe der Meister. Jetzt besorgt die italienische Handelsmarine unter vollkommen gleichen Bedingungen den Transport von mehr als der Hälfte unserer Auswanderer, und wir hoffen mit der Zeit ohne Staatsprivilegien unsere Meister zu übertreffen Gewiß, es ist eine ungeheuer schwierige Sache, mit den Deutschen Handels- und Schifffahrtsverträge abzuschließen. Dies weiß ich, der ich wohl der älteste lebende Unterhändler zwischen den Staaten auf wirtschaftlichem Gebiete bin!

Eine wundervolle Feinheit der Analyse und der Kombinationsfähigkeit, die der Deutsche besitzt, verhilft ihm dazu, selbst bei gleicher Geschicklichkeit und Sachkenntnis der Kontrahenten, größere Vorteile aus den Handelsverträgen zu ziehen. So war es, beispielsweise, mit den Zöllen auf Eisen und Stahl im Handelsvertrage zwischen Italien und Deutschland, der gegenwärtig in Kraft ist. Die industriellen Verbände, an denen die Regierung keinen Anteil hat, verstehen es, durch Exportprämien die Wirkung der italienischen Zölle

abzuschwächen oder gar zu vernichten. Der Vertrag verbietet derartige Prämien, wenn sie regierungsseitig gegeben worden wären; man konnte aber nicht der bewundernswerten Geschicklichkeit der Verbände der Eisenhüttenbesitzer vorbeugen, die sich an Stelle der Regierung setzten. Man wird im Jahre 1917, wo der deutsch-italienische Handelsvertrag erneuert werden sollte, diese überfeine Geschicklichkeit in Betracht ziehen müssen. Man wird sich sicherlich verständigen können. Sind doch die auf Eintracht beruhenden ökonomischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien ebenso unumgänglich notwendig, wie der wissenschaftliche Austausch und die politische Einigung.

Was uns verbindet, ist größer und fester als alles, was die Tendenz hätte uns zu trennen, und jenes erste wird auch in der Zukunft, wie es bisher der Fall war, die Oberhand gewinnen!

Dr. Blumstein:

Luzzatti, der Staatsmann, der Denker, der Mensch

Luigi Luzzatti steht noch in voller Blüte seiner Schaffenskraft.

Was er in fünf Jahrzehnten eines beispiellos tätigen Lebens geleistet hat, ist aber bereits so groß und so bedeutend, so voll von Gestaltungsgenie, daß dem ein umfangreiches Buch kaum in allem, was wir davon zu lernen und daran zu bewundern haben, gerecht werden könnte. Hier mögen nur wenige Worte Platz finden, die der 11. März, der Geburtstag Luzzattis, empfunden werden, und die die Kürze des Raumes auf Andeutungen beschränkt sein läßt. Der vollendeten Lebenswürdigkeit des Staatsmannes sind die nachstehenden biographischen Notizen zu verdanken, die uns für diese Skizze mitgeteilt wurden.

In Venedig, in jener Stadt des märchenhaften Zaubers und zugleich der lebensvollen Handelstätigkeit mit ihrer einzigartigen Geschichte, ist Luzzatti am 11. März 1841 geboren, in einer israelitischen Familie, die auf eine ganze Reihe der hervorragendsten Vertreter des Geistes zurückblickt. Das aufblühende Genie offenbarte sich schon im Jünglinge, dem Gymnasiasten in Venedig, dem Studenten in Padua. Die Vielseitigkeit der geistigen Interessen, die sich auf die weitesten Gebiete der sozialen Wissenschaften, aber auch auf die ewigen philosophischen Probleme und auf das religiöse Leben der Menschheit erstreckten, wies auf die erstaunliche Frühreife des Jünglings hin. Mit 22 Jahren ist er schon, nach absolvierten Universitätsstudien in Padua, der Verfasser eines national-ökonomischen wissenschaftlichen Werkes: „Die Verbreitung des Credits und die Volksbanken“ (La diffusione del Credito e le banche popolari 1863), in welchem ein bahnbrechendes Programm der wirtschaftlichen Entwicklung nicht nur Italiens aufgestellt worden war, das Programm, in dessen Geiste sich die staatspolitische Tätigkeit Luzzattis vollzogen hat. Nach 47 Jahren war es ihm als Ministerpräsidenten vergönnt, in einer Kammerdebatte an die 26 Handelsverträge zu erinnern, die er, der Finanzreformer seines Landes, geschlossen hat, geleitet von der Erkenntnis, die schon im Jünglinge in vollster Klarheit aufging. Mit jener Erstlingschrift ging er nach Mailand, da auf ihn von den damaligen österreichischen Behörden seiner Mutterstadt ein . . . Hochverratsprozeß wegen Errichtung von Unterstützungs-kassen heraufbeschworen werden sollte. In Mailand begann sich jene organisatorische Gabe zu entfalten, die in so hohem Maße den ökonomischen Wohlstand des italienischen Staates geschaffen hat. Eine ganze Reihe von Volksbanken wurden von Luzzatti in der Lombardei gegründet, und neues Leben floss

dadurch den arg bedrückten Bevölkerungsschichten zu. Auch die ersten Konsumgenossenschaften in Italien verdanken ihr segensreiches Entstehen demselben unermüdblichen Freunde der arbeitenden und leidenden Menschheit. Nachdem Venedig nunmehr dem italienischen Staate angehörte, wurde Luzzatti zum Professor des Staatsrechtes in der venetianischen Universität Padua, als 25er! Die rege Tätigkeit des Ökonomen erschöpfte nicht das Werk des Denkers. Das Verhältnis der Kirche zum Staate in den modernen Gesellschaften, an dem Beispiele Belgiens erörtert, bildete das Thema seiner zweiten Schrift, die ebenso grundlegend war in anderer Richtung für das spätere Propagandawerk des Apostels der Gewissensfreiheit.

Die erste Anerkennung der schöpferischen Versuche Luzzattis auf dem Gebiete der ökonomischen Fürsorge kam von Frankreich, auf der Ausstellung von 1867 in Paris. Dort lernte der junge Sozialpolitiker den hervorragenden italienischen Staatsmann Marco Minghetti kennen, welcher zwei Jahre darauf zum Ackerbauminister ernannt, den 29jährigen Luzzatti in sein Ministerium zum Unterstaatssekretär berufen hatte. Einzigartiges Beispiel eines Vizeministers, der noch nicht das erforderliche Alter erreicht, um als Abgeordneter gewählt werden zu dürfen! — Ein neuer Zug kam mit Luzzatti in das sozialpolitische Leben des Landes. Der Staat ist keine anonyme Handelsgesellschaft, sondern die vom Geiste der schöpferischen Güte durchleuchtete Gemeinschaft: In solche Fassung fringt einmal Luzzatti seine Vorstellung vom Staate in dem Werke, das jetzt in deutscher Sprache erschienen ist. Dieselbe Auffassung leitete in genial gestaltender Weise seine Tätigkeit von 1869 an. Der Staat hat Pflichten zu erfüllen, wenn das gesamte arbeitende Volk in ihm keine von außen her aufgezwungene Macht erblicken soll. Pflichten der sozialen Fürsorge jeder Art. Zum erstenmal in Europa wurde von Luzzatti eine Arbeitsfürsorgeabteilung im Ministerium geschaffen (Consiglio di previdenza e di lavoro), deren Bedeutung für die spätere sozialpolitische Reformbewegung in Italien unermesslich wurde. Das Ziel war und ist: das Leben den arbeitenden Volksschichten in jeder Hinsicht erträglicher und schöner zu machen. Billige und gesunde, licht- und luftvolle Wohnungen zu schaffen, um jede geistige Entwicklung der Massen zu ermöglichen, erschien ihm als die wichtigste Aufgabe der Sozialpolitik, deren Lösung zugleich als unerbittlicher Kampf mit dem Analfabetismus und dem Alkoholismus ins Leben treten mußte. Der Läuterung der Volksseele galt dieses unermüdbliche, von Begeisterung für die höchsten moralischen Werte durchglühete Schaffen des Staatsmannes. Es würde aus dem Rahmen dieser flüchtigen Skizze herausfallen, auch nur die wichtigsten gesetzgeberischen Neuerungen auf sozialpolitischem Gebiete zu erwähnen, die auf Luzzattis Wort und Tat zurückgehen. Im Jahre 1891 wird er Finanzminister und im Laufe von zehn Jahren bekleidet er nicht weniger als achtmal den Ministerposten. Zuletzt bekanntlich als Ministerpräsident mit dem Portefeuille des Innern bis zum März des verfloffenen Jahres.

In zwei Richtungen offenbarte sich die Gestaltungsgabe des Mannes.

Als Gelehrter, als Professor des Staatsrechtes an der Universität in Rom, als Denker von ausgeprägt persönlicher Art, vertritt Luzzatti den großen Grundsatz: Trennung von Staat und Kirche ist die Voraussetzung des modernen Kulturstaates. Das Werk: „Freiheit des Gewissens und Wissens“, das vom Herausgeber dieser Zeitschrift („Nord und Süd“, 2. Januarheft) feinsinnig besprochen wurde, ist der vollendet klare Ausdruck für diese Richtung des Schaffens von Luzzatti. Der Mann, der die Seelenzustände der auserlesenen Naturen kennt und verherrlicht, von denen der Kultus der schöpferischen Güte mit religiöser Innigkeit erlebt wird, der die Bergpredigt neben einigen Gesprächen Buddhas für die höchsten Offenbarungen des Geistes hält, tritt im Leben als Volkserzieher auf. Das Wahre erforschen, um das Gute zu tun — dies ist sein Leitsatz. So sind in ihm der Denker und der Staatsmann aufs innigste verbunden. Man muß nur seine parlamentarischen Reden zur Begründung seiner Gesetzesvorlagen lesen, um dies zu empfinden. So hat er im Jahre 1910 das großartige Werk der Bewaldung Italiens gesetzgeberisch in die Wege geleitet, denn die Naturpflege ist für ihn die Quelle der Volksgesundheit, er hat die Volksschule ökonomisch zum sicheren Gedeihen geführt im Kampfe mit dem in Italien noch starken Analphabetismus und das große hygienische Gesetz durchgeführt, um den Körper des Volkes durch gesundes Wasser zu reinigen, ebenso wie der Kampf mit der Schmutzliteratur, mit der Seuche des Alkoholismus, mit der Grausamkeit in der Behandlung der Tiere, den Geist des Volkes läutern sollte. Die sozialpolitische Fürsorge des Staates wurde von der Stadt ins Land getragen — auch hier wurde die Tätigkeit Luzzattis vorbildlich, da ja die Landarbeiter in den meisten europäischen Staaten den Schutz der Gemeinschaft bisher noch in vielem vermissen. Derselbe Staatsmann führte zum gedeihlichen Abschluß alle wichtigen Handelsverträge zwischen Italien und den anderen Staaten; von historischer Bedeutung wurde der Vertrag mit Frankreich, der der politischen Spannung zwischen den beiden Staaten ein Ende setzte. Als Gipfel der finanztechnischen Leistungen Luzzattis erscheint wohl die bekannte Konversion der acht Milliarden betragenden italienischen Staatsschuld im Jahre 1906, die dem ökonomischen Wohlstand des Landes zum ungeahnten Aufschwung verholfen hat. Die Anerkennung dieser beispiellosen Leistung kam in der Verleihung des Titels des permanenten Staatsministers an Luzzatti zum Ausdruck. Derselbe Idealist als Denker konnte die tiefsten Falten der realen Welt in nüchternster Weise durchschauen und die bewegenden ökonomischen Kräfte der Gegenwart als Gestalter meistern. Er hat es gewußt, den Ertrag der Steuern in Italien um 30 Millionen Franks zu vergrößern, ohne daß das Volk dies als Last empfunden hätte. „Ich besitze dieses Geheimnis der *s a n f t e n* *S t e u e r n*, die mit Ruhe hingenommen werden“, drückte er sich einmal aus. . . Die Erweiterung des politischen Wahlrechts war die natürliche Folge und die Krönung der gesetzschaffenden Tätigkeit Luzzattis als

Ministerpräsidenten, und — bekanntlich die launische Zufallsgöttin der modernen Parlamente — die jeweilige Mehrheit hat durch ihr Verhalten den Staatsmann verleitet, aus eigener Entscheidung sich von der Regierung zurückzuziehen. Die näheren Umstände, die diese Entscheidung erklären, mögen hier unerörtert bleiben.

Um noch einige Worte über den Gesamtcharakter der staatsmännischen Tätigkeit Luzzattis hinzuzufügen, läßt sich sagen, daß diese ein vollendet offenes und konsequentes System des Liberalismus darstellte. Die Freiheit soll als organisch unantastbares Erzeugnis des ganzen Volkslebens aufgefaßt werden, wie sie in England, wenn auch nur teilweise, durch Jahrhunderte aufgebaut wurde. Die Toleranz, dieses höchste moralisch-intellektuelle Gebot, soll auch die volle Freiheit des Widerspruches gewähren. Die Vereinigung der Fortschrittsfreunde im gemeinsamen Kampfe für die höchsten Kulturgüter — ist der Zweck des parlamentarischen Führers. Es gibt einen Zweck, der über alle elenden und kleintlichen politischen Parteiungen hinweg im Tatendränge vereinigen müßte, dieser ist: die allseitige Hebung des Volkes. „Für eine Demokratie, die die Schwachen und Gedrückten heben will, ohne die Auserlesenen und die Starken herabzusetzen, gibt es kein schöneres und würdigeres Schauspiel als das Kapital, das durch Arbeit gerechtfertigt wird, und als die Arbeit, die sich befreit, indem sie zu kapitalisieren weiß.“*) In diesen Worten prägt sich die Stellung Luzzattis zu den brennenden sozialen Fragen der Gegenwart aus. Das entscheidende Wort gehört nur der Wissenschaft, kein Stillstand und keine Utopien, — eine stetige Verschönerung des Lebens durch Veredelung des Einzelnen. Die Persönlichkeit Luzzattis bleibt unvergeßlich allen denen, die das Glück hatten, sie in der Nähe kennen zu lernen. Die klassisch schöne Gestalt und die unendliche Güte, die aus den Augen leuchtet, die faszinierende Unterhaltungsgabe erinnern an die Renaissance-menschen, Menschenkunstwerke der Natur und der Kultur. . . . Nach fünf Jahren wird Luzzatti, nach allgemeinem Spruche seines Landes, ohne Unterschied der Parteien, den neuen Handelsvertrag mit Deutschland abzuschließen haben. Er wird sicherlich in Deutschland viele Freunde finden. Er fühlt sich mit der deutschen Seele verwandt. Die ökonomischen Beziehungen zwischen seinem Volke und dem deutschen sind ja nach seiner Überzeugung von den geistigen unzertrennlich.

In diesem Augenblicke, wo an den 11. März gedacht wird, mag Luzzatti unsere Huldigung gelten, der sich wohl die Leser dieser Zeitschrift anschließen werden.

*) Aus Luzzattis parlamentarischer Rede: „Sul programma del governo“, gehalten am 30. April 1910, Sonderabdruck, S. 7. — Außerordentlich lehrreich sind die Reden: Sul bilancio dell' interno per l' esercizio 1910—1911, am 22. e 23. Juni 1910; — Sull' istruzione popolare am 2. Juli 1910; — Sui trattati di commercio, am 19. Juni 1910; — Sui fatti di Voltana, am 14. Mai 1910. Ebenso die Schrift *Pro italico nomine*, 1912, namentlich S. IX, 45.

Franz von Kossuth: Was lebt von Ludwig Kossuth?

Herr Professor Stein richtet an mich die Frage: Was lebt noch von Ludwig Kossuth? Nur ungerne entschließe ich mich, über meinen Vater für die Öffentlichkeit zu schreiben. Die Pietät, die mich an sein Andenken fesselt, ist so groß, daß ich es als ein Heiligtum betrachte, und ich verschließe es der Öffentlichkeit und der Kritik, die von der Öffentlichkeit nicht zu trennen ist. Trotzdem beantworte ich kurz die Frage, denn es soll hier nicht von Ludwig Kossuth, dem Menschen, sondern von der Verkörperung der ungarisch-nationalen Wiedergeburt und der ewig lebendigen Offenbarung der ungarischen Unabhängigkeitsidee die Rede sein. In der That: Ludwig Kossuth scheint ein zwiefaches Leben gelebt zu haben. Das eine, das Leben des großen Reformators, dessen jede Schöpfung bleibend war, lebt noch und wird, allem Anscheine nach, ewig leben. Das andere Leben ist eine ideale Verkörperung der ungarischen Unabhängigkeitsidee im Zusammenhange mit glänzenden Triumpfen und erschütternden Leiden, die dieses ideale Leben schon vor dem Tode Kossuths im ungarischen Volksgefühl legendenhaft machten. Unter der Leitung des großen Reformators wurde die ungarische Nation wiedergeboren und fand ihren Platz im Kreise der zeitgemäßen Weltanschauungen.

Unter seiner Leitung wurde das ungarische Volk frei und gleichberechtigt, und was in der Geschichte beispiellos dasteht: es geschah dies nicht unter dem Drucke revolutionärer Bewegungen, sondern dadurch, daß der ungarische Adel — die Klasse der Bevorzugten, die bis zu den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts mittelalterliche Vorrechte hatte — freiwillig auf diese Vorrechte verzichtete, obwohl dieser Verzicht viele ein großes materielles Opfer kostete und Ludwig Kossuth selbst, der Leiter, — als Sproß einer der ältesten Familien des ungarischen Adels — zur Klasse gehörte, die Rechte opferte, und nicht zu der, welche Rechte ge-

Franz von Kossuth Was lebt von Ludwig Kossuth?

wann. So wurde das Leibeigenthum und der Frondienst aufgehoben, so wurde das Volk des Landes von den Ketten, die es zur Erde banden, befreit, so gewann das ungarische Volk die Gleichberechtigung des Besitzes, und ein jeder wurde in Ungarn gleich in den Rechten, wie in den Pflichten. Die parlamentarische Verfassung, die dem Parlamente verantwortliche Regierungsform wurde begründet. Alle Bedingungen der menschlichen Freiheit und Rechtsgleichheit wurden gesichert; die Presse, der Mensch, der Bürger — sie wurden frei. Über all diese Schöpfungen zog ein entsetzliches Gewitter, und doch blieben sie alle am Leben und bilden die Grundsteine des gegenwärtigen und zukünftigen Ungarn. Das ungarische Volk erinnert sich an Ludwig Kossuth, den Reformator, wie an den Vater des Volkes. Sein Name ist in Ungarn: „Unser Vater Kossuth“.

Wie sich die aufeinanderfolgenden Generationen von ihm entfernen, so wächst und verklärt sich allmählich sein Andenken, gerade als ob seine Seele sich in den Seelen der Ungarn verteilt hätte und als ob seine Asche den ungarischen Boden zum Patriotismus befruchtete; aus diesem Boden sind ja schon mehr als sechzig seiner Standbilder entsprossen, damit sie der Nachwelt seinen Ruhm und seine Leiden verkünden. Dem in seinen Schöpfungen jetzt und ewig lebenden Ludwig Kossuth ward die schwere Pflicht zuteil, diese Schöpfungen vor dem Sturm zu schützen, der plötzlich erwachte und von fremdem Boden kam. Der Waffenangriff hat eine Verteidigung mit Waffen erzwungen. Doch war diese Verteidigung — obwohl sie gegen das Ende in eine, von ihrem Anfang bedeutend verschiedene Richtung verschlagen wurde — viel weniger revolutionärer, als selbstverteidigender Natur.

Übrigens gehört die Zeit des großen Kampfes der Vergangenheit an. Seither nützen sich die Trauerkleider der Witwen ab, die Tränen der Waisen trockneten, die im Kampfe teilnahmen, sind größtenteils tot und der Nationale warf einen dichten Schleier auf diese Vergangenheit, als die Nation und ihr Herrscher sich vollständig versöhnten. Der Monarch wurde im Jahre 1867 mit der traditionellen Krone Stefans des Heiligen gekrönt und legte den traditionellen Krönungseid ab. Er stellte die zerstörte Rechtskontinuität wieder her und sicherte der Nation, auf Grund der Gesetzschaffung des Parlamentes, mit königlicher Sanktion eine weite, wenn auch nicht vollkommene Verfassung. Seit dieser Zeit herrscht der Monarch weise und konstitutionell, und die Erinnerung des Kampfes von 1848/49 hat schon seit langem aufgehört in Ungarn ein antidynastisches

Was lebt von Ludwig Kossuth? Franz von Kossuth

Andenken zu sein; doch blieb der Kampf ein nationaler Ruhm, denn die Erinnerung der nationalen Heldentaten hat ihn geweiht. Im Gegenteil, die Idee der staatlichen Unabhängigkeit Ungarns, die mit dem erwähnten Kampfe in engem Zusammenhang steht, wurde heute schon zu einer dynastieerhaltenden Idee; denn die ungarische Nation ist in den zwei Staaten der Habsburg-Monarchie die einzige, welche keinem auswärtigen Knotenpunkte zustrebt. Sie ist stets bereit, die Stefanskronen der Habsburger zu beschützen, die das pragmatische Gesetz von 1723 dem weiblichen Zweig des in seinem männlichen Zweige damals aussterbenden Habsburgerhauses aufsetzte. Je mehr sich die Idee der ungarisch-nationalen Unabhängigkeit verwirklicht, desto besser kann man die Länder der heiligen ungarischen Krone von dem gefährlichen Wirbel trennen, der auf dem Boden Österreichs tobt und in jedem Augenblick die österreichische Herrschaft der Dynastie bedrohen kann. Würde diese Gefahr auftreten, so würde sich im starken und selbständigen Ungarn dasselbe wiederholen, was unter Maria Theresia geschah (sie war die erste, die auf Grund des Gesetzes von 1723 herrschte): die ungarischen Waffen würden die Habsburgerkrone retten, sogar im Bezuge auf die (österreichischen) Erbländer der Krone. Nach den Ereignissen von 1848 entfaltete sich das nunmehr legendenhafte — nicht reformatorische — Leben Ludwig Kossuths. Von dieser Verkörperung seines geistigen Wesens ist auch, sozusagen, alles im Leben geblieben. So lebt z. B. die Kraft des nationalen Selbstbewußtseins, die unter seiner Leitung die Nation nicht verzagen ließ und die der Vernichtung auch nach der Niederlage mit Erfolg Widerstand leistete; fremde Übermacht, aber hauptsächlich ein, aus innerem Zwist entsprungener Verrat hat diese Niederlage verursacht. Es lebt in der Nation das Selbstvertrauen, der Glaube an die eigene Kraft und an den staatsgründenden Beruf der ungarischen Nation. Es lebt die Selbstaufopferung, die Treue zu den Prinzipien, die Konsequenz. Die Verkörperung von alledem lebt in seinem Andenken, und dies Andenken erhebt und veredelt. Und diesen Tugenden schließt sich das rührende Andenken seines Ruhmes und seiner jahrzehntelangen Leiden an. Es lebt das Bewußtsein, daß Ludwig Kossuth ein Ungar, daß sein Ruhm ein ungarischer Ruhm und seine Leiden ungarische Leiden waren! . . . Was lebt also noch von Ludwig Kossuth? Es lebt, was die drei Worte ausdrücken: „Unser Vater Kossuth“. Es sind Jahrzehnte verstrichen, seit er seine noch immer lebendigen, blühenden Schöpfungen erschaffen hat, die auch

Franz von Kossuth Was lebt von Ludwig Kossuth?

heute den Grund des Gemeinwesens bilden. Seither veränderte sich die Situation, es veränderten sich die Umstände; doch die ewigen Wahrheiten des Patriotismus verändern sich nie. Die Liebe Kossuths zu seinem Vaterlande, das er geschützt, für das er besorgt war, auf dessen Rechte er nicht verzichtete, paßt in jedes Zeitalter hinein. Wir Ungarn fühlen, daß Ludwig Kossuth nicht gestorben ist und daß seine Ideen unter uns ein ewiges Leben haben. Horaz schrieb: „Omne capax movet urna nomen“ — aber seinen Namen berührt der Tod nicht.

Arthur Dix: Neue Ziele!

Als während des langen Wahlkampfes ein reichliches Maß von politischem Wirrwarr herrschte; als Verärgerung und Verhegung den weiten Vortritt vor der Begeisterung hatten; als sich dann gar zeigte, daß unter solchen Umständen rund $4\frac{1}{4}$ Millionen Wähler kurzerhand den Stimmzettel für die Sozialdemokratie abgegeben — da konnte man wieder und wieder, wie auch schon oft in den vorangegangenen Jahren, den Stoßseufzer hören, es fehlten uns neue, große, begeisternde, die Kräfte ansfassende Ziele, und den Wunsch, daß eine weitschauende Regierung dem Volke solche Ziele stecken möge, um es zur Einigkeit und Tatkraft zu sammeln. Namentlich in den Schichten der Gebildeten und in der berühmten Partei der Nichtwähler scheint dieser Wunsch, dieses Verlangen recht lebendig. Welcher Gestalt die ersohnten neuen Ziele sein sollen, darüber vermag man sich selbst keine volle Rechenschaft zu geben; aber man hat so ungefähr das Empfinden: wie unsere Väter sich nach dem Deutschen Reich gesehnt und diesem Streben nach einem fernen Ideal die Anfeuerung der besten Tatkraft verdankten, so möchten auch wir neue, weitere, höhere Ideale vor uns sehen.

Wenn man so häufig auf diese etwas verschwommenen und zum Teil noch gar nicht so ganz über die Schwelle des Bewußtseins getretenen Wünsche und Empfindungen stößt und demgegenüber beobachtet, daß doch auch die Regierung nur in der kleinen Alltagsarbeit steckt, ohne ihrerseits etwas zu tun, um jenes halbbewußte Sehnen auf bestimmte Punkte konzentrieren und in nationale Energie umsetzen zu können, dann könnte man vielleicht auf den Gedanken kommen, daß jetzt, nachdem ein Drittel der Wähler die Stimmen abgegeben für eine Partei, die außerhalb des Rahmens der bürgerlichen Gesellschaft, der herrschenden Staatsordnung und der allein auf nationalem Boden wachsenden Politik stehen will, der Zeitpunkt gekommen wäre, zu ungewöhnlichen Auskunfts Mitteln

zu greifen. Etwa zu der Einberufung eines „hohen Rates“, der die ersehnten neuen Ziele zu weisen und dem Volke ihre Bedeutung anfeuernd und einigend zu Gemüte zu führen hätte; einer kaiserlichen Immediatkommission, wenn man will, eines Oberhauses auf Zeit, natürlich ohne gesetzgeberische Befugnisse; einer Reichsständekammer, in der nicht die Vertreter der politischen Parteien, nicht auch die Vertreter der agitatorischen Interessenverbände nach Art des Landwirt- und des Hansabundes sitzen, sondern die ersten Kräfte aus den auf dem Boden der sachlichen Arbeit gestellten, anerkannten Berufsorganisationen — etwa unter der Flagge einer „Volkswohlfahrts-Konferenz“. Der Landwirtschaftsrat, der Handelstag, die Berufsgenossenschaften, weiterhin die großen industriellen Verbände, die Arbeitgeberverbände und die Gewerkschaften, nicht zu vergessen die wissenschaftlichen Körperschaften — das wären in erster Linie die Kreise, aus denen ein solcher hoher Rat zu bilden wäre. Ein Regisseur von zweifelsfreier politischer Unparteilichkeit und von großem Weitblick, von umfassendem Verständnis für die nationalen Lebensbedürfnisse und Lebensaufgaben müßte hinter dem Ganzen stehen und die Aussprache der berufensten Vertreter des deutschen Erwerbs- und Geisteslebens systematisch in solche Bahnen lenken, die zur Aufweisung neuer großer Ziele und zur Erkenntnis der wahren Interessengemeinschaften jenseits aller Interessengegensätze der einzelnen Berufe, Stände und Klassen zu führen vermöchten.

Schwerlich wird man freilich bei ruhiger Beurteilung sich der Hoffnung hinzugeben vermögen, daß hier nun etwas wirklich Neues aus dem Boden gestampft werden könnte. Im wesentlichen wird man doch nur wieder zu älteren, im Einzelnen und im Kleinen schon lange verfolgten Zielen zu gelangen vermögen; aber man wird sie vielleicht durch das Aufdecken der die Einzelbestrebungen verbindenden Fäden vereinigen können zu größeren, weiter gesteckten Zielen und dem Volke zum Bewußtsein bringen können, daß es uns keineswegs fehlt an ungeheuer bedeutungsvollen Aufgaben, deren Tragweite genügt, um bei ihrer richtigen Erkenntnis die Anspannung der vereinten Kräfte anstatt ihrer Zersplitterung erstrebens- und dankenswert zu machen, und auch die nationale Phantasie in der Weise zu beflügeln, wie es der Betätigung nationaler Latkraft förderlich und dienlich ist.

Den natürlichen Ausgangspunkt aller Betrachtungen über die dem nationalen Ganzen zu steckenden Ziele wird die Lebensbewegung dieses nationalen Ganzen selbst bilden, d. h. in erster Linie die Bevölkerungs-

bewegung. Wenn wir ihren Verlauf seit der Reichsgründung sorgsam betrachten, so werden wir gleich zu großen Einigungspunkten gelangen können. Wir sehen im neuen Reich seit seiner Gründung ein außerordentlich starkes Volkswachstum, von dem aber in der ersten Zeit wesentliche Teile doch nur zum Völkerdünger wurden. Eine mächtig anschwellende Auswanderung, die erst abstoppte, als der Schutz der nationalen Arbeit zur vollen Wirkung gelangt war. Von diesem Zeitpunkt an findet in zunehmendem Maße das starke deutsche Volkswachstum volle Unterkunft und lohnende Beschäftigung im eigenen Lande. Hier ist der Punkt, wo man, die Mitwirkung der heute in nicht mehr geringer Zahl vorhandenen national-wirtschaftlich aufgeklärten Sozialisten nicht verschmähend, verständliche Aufklärung schaffen kann über die gemeinsamen Interessen des Volksganzen an diesem Schutze der nationalen Arbeit — insbesondere, wenn man dieses Schutzprogramm klar aufdeckt in seinem ganzen umfassenden Wesen und sich dazu bekennt, daß der „Schutz der nationalen Arbeit“ ein vollgültiger und sinngemäßer natürlich nur ist, wenn er auch den „Schutz des nationalen Arbeiters“ mit in sich begreift! Die Erziehung auch der Arbeiterkreise zu dieser Erkenntnis wird sich wesentlich erleichtern lassen, wenn man die heute in diesen Arbeiterkreisen zum Teil bereits bestehenden Bestrebungen erkennt und benützt, die auf den unmittelbaren Schutz des deutschen Arbeiters gegen die Konkurrenz des zuwandernden ausländischen Arbeiters abzielen.

Bei dieser Betrachtung aber werden wir notwendig wieder zurückgeführt auf die Bevölkerungsbewegung, von der wir ausgingen. Wir sehen heute, daß unser Volkswachstum nachzulassen begonnen hat, und daß wir, wenn die Wirtschaftsentwicklung in gleichem Maße wie bisher fortschreitet, in fortschreitendem Umfange auf ausländische Hilfskräfte werden zurückgreifen müssen. Das ist aber kein sinngemäßer Schutz der nationalen Arbeit mehr, der dem inländischen Arbeiter mehr und mehr ausländische Kollegen an die Seite stellt. Der Schutz des deutschen Arbeiters gegen die Konkurrenz ausländischer Kollegen hat zur Voraussetzung, daß wir den Bedarf an Arbeitskräften in vollem Umfange aus dem eigenen Lande, aus dem eigenen Bevölkerungswachstum decken können. Von dieser Voraussetzung werden wir uns immer weiter entfernen, wenn wir nicht Sorge tragen für die Wiederauffrischung des deutschen Volkswachstums.

Woher kommt sein Zurückgehen? In weitaus erster Linie von der Blutleere des platten Landes. Die städtisch-industrielle Bevölkerung ist

auf Kosten der ländlichen Menschenkräfte gewaltig angewachsen und ihr Bedarf ist fortgesetzt in unvermindertem Steigen. Um diesen Bedarf decken zu können, muß aber auch die ländliche Bevölkerung nicht nur vor weiterem Rückgang bewahrt, sondern zu neuem Anwachsen gebracht werden. Eine mit größter Energie und in möglichst starkem Umfange durchgeführte Innenkolonisation ist die oberste Voraussetzung dafür, daß wir den ländlichen Kräfteüberschuß und den städtisch-industriellen Kräftebedarf wieder ins Gleichgewicht bringen und demgemäß auch den Schutz des nationalen Arbeiters gegen fremdländische Zuwanderung durchführen können.

Hier haben wir ein sehr altes, in seiner heutigen Größe und Bedeutung aber doch neues Ziel! Es muß dem Volksganzen zum Bewußtsein gebracht werden, wie unendlich wichtig es für seine wirtschaftliche, soziale und politische Struktur ist, daß die seßhafte ländliche Bevölkerung eine weitgehende Vermehrung erfahre. Sie sichert einmal die Deckung des städtisch-industriellen Kräftebedarfs; sie sichert weiter der Industrie einen wesentlich erweiterten inländischen Absatzmarkt; sie sichert endlich den politischen und sozialen Ausgleich, das wünschenswerte Nebeneinander einer möglichst großen Zahl selbständiger Existenzen neben der so gewaltig vermehrten Zahl der unselbständigen Arbeiter. Die städtische Industrie selbst ist es, die das lebhafteste Interesse an dieser Förderung des ländlichen Volkswachstums hat. Es sind hier also wiederum starke Grundlagen des Interessenausgleichs und der Interessenverständigung gegeben.

Darüber hinaus wird man die Verständigung fördern können, wenn man Stadt und Land einander wieder sich zu nähern bemüht; nicht auf dem heute teilweise eingeschlagenen falschen Wege einer Verstädterung des ländlichen Lebens, sondern vielmehr durch den Versuch teilweiser Verländlichung des städtischen Lebens. Die an sich so sehr löblichen Bestrebungen zur Hebung der Wohlfahrtspflege auf dem Lande zielen heute in der Praxis zum Teil darauf ab, die Landleute auf der Scholle zu halten, indem sie ihnen Surrogate für die städtischen Vergnügungen bieten, die doch schließlich nur dazu anreizen, nicht aus den Surrogaten, sondern aus dem Vollen schöpfen zu können. Die soziale Hygiene aber fordert vielmehr, daß nicht dem Landmann Ersatz für städtische Genüsse, sondern daß dem Städter ein Stück gesunden Landlebens geboten werde. Die Großindustrie für ihr Teil ist schon vielfach bestrebt, soweit sich günstige Verkehrsverhältnisse bieten, auf das Land abzuwandern und ihren Arbeitern zu einem mehr ländlichen Wohnen zu verhelfen. Auf diesem Ge-

biet ist mit Unterstützung der städtischen Wohnungspolitik noch unendlich viel zu arbeiten. Es gilt, die industriellen Arbeiterfamilien in weitem Umfange wieder zu halbländlichen zu machen, ihnen ein Stückchen Ackerbodens zu verschaffen, auf dem sie selbst für ihre leiblichen Bedürfnisse sorgen und sich gesunder Beschäftigung hingeben können. Welche Freude hat nicht der kleine Großstädter schon an seinem bescheidenen Stückchen Laubenkolonie, in dem er ein paar Kohlköpfe pflanzt. Hier werden die Leute ungleich zufriedener und gesünder, als wenn sie immer und ewig nur auf Fabrik- und Mietskasernen angewiesen sind. Das sind so kleine Ansätze, die mit größter Sorgfalt und in wesentlich gesteigertem Maßstabe gepflegt und weiter entwickelt zu werden verdienen. —

Haben wir im Innern weitgehende und allseitig ausgebaute Innenkolonisation klarzulegen als ein großes und hochbedeutungsvolles Gemeinschaftsziel, so fragt sich weiter, welche Aufgaben der Stand der deutschen Volksbewegung unserer Weltpolitik, welche Ziele er der Außenkolonisation stellt. Wir sehen, daß die derzeitige Bevölkerungsbewegung nicht einmal genügt zur Deckung des wachsenden Kräftebedarfs unserer Industrie, und daß die Auswanderung im Vergleich zur Zuwanderung fremdländischer Hilfskräfte nach Deutschland äußerst geringfügig ist. Was an siedlungslustigem Volksüberschuß vorhanden ist, haben wir allen Anlaß, im eigenen Lande durch die Innenkolonisation unterzubringen; hier daheim muß der Landhunger gestillt werden, um die Fortdauer des Volkswachstums zu sichern und dem Lande das ihm entzogene Blut wieder zuzuführen! Einen Bedarf an neuen Siedlungskolonien können wir also, im Gegensatz zu der noch vorherrschenden Auffassung — die achtlos vorübergegangen ist an den Veränderungen der deutschen Bevölkerungsbewegung — zur Zeit nicht feststellen. Umso mehr aber bedarf unsere Industrie der ungestörten Zufuhr kolonialer Rohstoffe, wie Baumwolle, Kautschuk, Jute usw. usw. Mit Rücksicht auf sie ist unserer Außenpolitik die Aufgabe gestellt, weiterhin Sorge zu tragen für den Erwerb geeigneten Kolonialbodens.

Wir scheinen ja in eine Epoche der Neuteilung Afrikas hineingeraten zu sein, und es ist der Mühe wert, unserm Volksganzen das Verständnis dafür zu übermitteln, welche hohen und weitgesteckten Ziele wir hier in friedlicher Verständigung mit den anderen Kolonialmächten zu erreichen bestrebt sein müssen. Pakt man die Dinge am richtigen Ende an, dann wird auch eine Neuorientierung unserer Kolonialpolitik, wie sie den Zeitverhältnissen entspricht, große Gemeinschaftsziele aufzudecken vermögen.

Neben der Rohstoffversorgung braucht die Industrie, auch wenn

wir die Erweiterung des inländischen Absatzmarktes durch umfassende Innenkolonisation in den Vordergrund stellen wollen, doch der ergänzenden ausländischen Absatzmärkte, die sie zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte und zur Bezahlung der notwendigerweise importierten Rohstoffe befähigen. Solche Absatzmärkte werden wir in ausreichend großem Umfange auf eigenem Kolonialboden nicht zu finden vermögen, da namentlich auch unter der dargelegten Voraussetzung künftige koloniale Neuerwerbungen sich überwiegend zu befassen haben werden mit nur dünnbevölkertem Boden und sehr wenig kultivierter Bevölkerung.

Was die Industrie abseits der Kolonialpolitik von der deutschen Weltpolitik zu erwarten hat, das ist die möglichst weitgehende Gewährleistung der offenen Tür auf den großen, allen Wettbewerbern noch offenstehenden Absatzmärkten, und diese Politik der offenen Tür ist ja auch die anerkannte Auslandspolitik des Deutschen Reiches. Wo aber eine Durchführung dieser Politik nicht mehr möglich erscheint, weil andere Mächte es sich nicht nehmen lassen, Interessensphären für sich abzusondern, da freilich werden auch wir darauf bedacht zu sein haben, daß wir nicht ausgeschaltet werden aus der Schaffung und Abgrenzung solcher Interessensphären. Auch eine deutsche Anteilnahme an der Neuteilung Afrikas darf keinesfalls erfolgen auf Kosten dieser Grundsätze, zumal nicht etwa auf Kosten der Ausschaltung deutscher Interessen aus zur Zeit so wichtigen Gebieten wie Vorder- und Ostasien!

Daß zur Vertretung dieser unserer Auslandsinteressen Deutschland in genügend starker Wehr zu Land und zu Wasser gerüstet sein muß, versteht sich am Rande. Gründlicher Erörterung würdig wäre außerpolitisch des weiteren das so hochwichtige Thema von der gegenseitigen wirtschaftlichen und politischen Ergänzung der mittel-, südosteuropäischen und vorder-asiatischen Länder von der Elbe bis zur Euphratmündung, deren enges Zusammenstehen in friedlichen und in kriegerischen Zeitläuften zu den Hochzielen unserer Weltpolitik zu gehören hat.

Bleibe noch manches zu sagen über das Streben nach Auffrischung unserer Verwaltung und unserer Diplomatie, dem ja schon an verschiedensten Stellen und bei den verschiedensten Gelegenheiten so oft und so viel Ausdruck gegeben worden ist.

Neu sind ja schließlich all diese Ziele nicht mehr. Worauf es aber ankommt, das ist, ihre ganze Größe und Bedeutung und namentlich auch ihren inneren Zusammenhang klar erkennbar zu machen, und vor dem ganzen Volke zutage treten zu lassen, daß es große Gemeinschaftsziele

sind, daß auf den Wegen, die ihnen entgegenführen, alle Berufe, Stände und Klassen gemeinsame Interessen zu verteidigen haben, und daß das Wort vom Gesamtwohl wirklich nicht als Schall und Rauch betrachtet und beiseite gelassen werden kann.

So eine Art Reichsoberhaus auf Zeit, von dem eingangs die Rede war, wäre vielleicht geeignet, diese Erkenntnis zu wecken, und, wenn man den wesentlichen Extrakt aus den Ergebnissen der Verhandlungen eines solchen hohen Rates, einer solchen Volkswohlfahrts-Konferenz jedermann im Volke vorführt, auch den breitesten Schichten zum Bewußtsein zu bringen, daß es nicht an der Zeit ist, grollend und schmolle abseits zu stehen von der Staatsmaschine, sondern freudig mitzuarbeiten, um sie nicht nur in ungestörtem Gange zu erhalten, sondern ihren Gang auch so zu regulieren, wie es den großen Gemeinschaftsinteressen und den hohen Gemeinschaftszielen entspricht.

Dr. C. Mühlring: Der italienisch-türkische Krieg und der deutsche Liberalismus.

Als im Mai des Jahres 1882 Italien dem Bunde der europäischen Centralmächte beitrug, da wurde dieses Ereignis, das nicht lange geheim gehalten werden konnte, nirgends freudiger empfunden als in den Kreisen des deutschen Liberalismus. Hatten doch alle politisch interessierten Menschen in Deutschland, die sich zu einer freiheitlichen Weltanschauung bekannten, die Erfolge der italienischen Einheitsbewegung mit einer Begeisterung, die nicht ganz frei von Neid war, begrüßt; mußte ihnen doch diese Bewegung wie ein Siegeszug der Gedanken erscheinen, deren Verwirklichung sie in ihrem eigenen Vaterlande mit heißer Inbrunst ersehnten, wurde doch die Scheidung der großen deutschen Parteien und die Geburt des Deutschen Nationalvereins von dem Kanonendonner von Magenta und Solferino begleitet. Wenn die Macht, die in Europa das erste Signal der nationalen Bewegungen unter der Devise: „Einheit und Freiheit“ gegeben hatte, dem Bunde der beiden Kaiserreiche beitrug, so konnte der deutsche Liberalismus diese Tatsache, ganz abgesehen von der die Jahrhunderte überspannenden Liebe der Deutschen zum Land, zur Kunst und zur Literatur des neuen Verbündeten, nur als eine willkommene Stärkung seiner eigenen Bestrebungen betrachten. Während der dreißigjährigen Dauer des Dreibundes sind diese auf einer gemeinsamen Weltanschauung beruhenden Gefühle aufrichtiger Zuneigung kaum abgeschwächt worden bis zu der Stunde, in der die italienische Flotte nach Tripolis fuhr, um die Tricolore über dem letzten noch dem Halbmond unterworfenen Lande Nordafrikas aufzupflanzen. Daß gerade der deutsche Liberalismus und die seine Anschauungen vertretende Presse diese Kriegsfahrt des verbündeten Königreichs so heftig verurteilte, hatte nicht sowohl darin seinen Grund, daß sie unsere freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei stören und eine große Gefahr für den europäischen Frieden heraufbeschwören konnte, als viel-

mehr darin, daß sie nach deutscher Auffassung die Art an die Wurzel legte, aus der die treue und herzliche Zuneigung der freiheitlich gesinnten Deutschen für das geeinte Königreich jenseits der Alpen emporgeblüht war. Denn dieser Krieg schien ihnen im schroffsten Widerspruch zu den gemeinsamen ethischen und staatsrechtlichen Grundanschauungen zu stehen, von denen die Einheitsbestrebungen der verbündeten Völker durchdrungen waren. Verständnislos standen sie der Tatsache gegenüber, daß ein Volk, welches sich unter blutigen und heldenmütigen Opfern von der Fremdherrschaft befreit und das Plebiszit zum unerschütterlichen Fundament seiner Staatsgründung gemacht hatte, nun selbst seine Herrschaft einem widerstrebenden Volke von anderer Rasse und von anderer Religion aufzwingen wollte. Und wie man einem Freunde heftiger zürnt, der dem gemeinsamen Ideal untreu wird, als einem gleichgültigen und feindlich gesinnten Menschen, der unserer Weltanschauung die Fehde ansagt, so empfand man auch in Deutschland diesen Krieg viel schmerzlicher als in den meisten anderen Ländern und gab der Enttäuschung, die er bereitete, vielleicht einen stärkeren und stürmischeren Ausdruck.

Jenseits der Alpen aber konnte man sich diesen Zorn nicht erklären, weil man seine wahren Beweggründe nicht begreifen konnte. Denn man war so weit davon entfernt, diesen Eroberungskrieg für einen Abfall von den Idealen der italienischen Einheitskämpfe zu halten, daß man ihn vielmehr für eine aus ihnen emporgewachsene Notwendigkeit erklärte, daß man fest überzeugt war, ihn nur unternommen zu haben, um die Errungenschaften dieser opferreichen Kämpfe vor einer drohenden Gefahr zu schützen. Die Eroberung von Tripolis schien den Italienern, und zwar den Italienern aller Parteien, zur Sicherung von Italiens Großmachstellung und seines Einflusses im Mittelmeer unabweisbar. Und wenn sie von dieser Überzeugung durchdrungen waren, so mußte ihnen in der Tat der Zorn, mit dem die öffentliche Meinung in Deutschland den Zug nach Tripolis verurteilte, unbegreiflich erscheinen. Sie glaubten, daß die Grundsätze, die ihre nationalen Kämpfe durchwaltet hatten, auf das von der eigenen Zentralgewalt schmählich vernachlässigte, auch unter jungtürkischer Herrschaft von jedem kulturellen Fortschritt ausgeschlossene Tripolis nicht anwendbar seien; sie glaubten sich als Befreier und Kulturbringer betrachten zu dürfen und hielten sich jedenfalls für berechtigt, zur Sicherung ihrer nationalen Errungenschaften die Segnungen der europäischen Kultur der muhammedanischen Bevölkerung von Tripolis auch gegen ihren Willen zu bringen. Darum erzeugte die

Sprache der deutschen Blätter in Italien große Entrüstung; man bezweifelte die Aufrichtigkeit der deutschen Freundschaftsgefühle, weil man die Beweggründe dieser Entrüstung nicht verstand, und weite Kreise des Volkes begannen an der Nützlichkeit, an der Dauerhaftigkeit des Dreibundes zu zweifeln.

Wenn man sich die Entstehung dieser Empfindungen, die beide Völker mit so ungestüme Gewalt ergriffen, vergegenwärtigt, so wird man als die innere Ursache dieser Bewegung den Gegensatz erkennen, der die Geschichte Europas seit Jahrhunderten durchwaltet, den Gegensatz zwischen dem germanischen Idealismus und dem romanischen Realismus. Dieser Gegensatz aber erscheint mir schon deshalb nicht unüberbrückbar, weil in dem Zeitalter Bismarcks die Forderungen einer tatkräftigen Realpolitik auch dem deutschen Idealismus verständlich geworden sind. Wenn man erst einmal diesseits und jenseits der Alpen sich ernstlich bemüht, die Beweggründe zu würdigen, aus denen die feindselige Stimmung erwachsen ist, so wird man zu milderem Urteilen kommen. Mehr wie je scheint mir die Aufrechterhaltung des Dreibundes zur Wahrung des Friedens in Europa notwendig zu sein. Von dieser Überzeugung sind auch die Regierungen der Verbündeten fest durchdrungen. Das beweisen die herzlichen, gelegentlich der Ernennung des Grafen Berchtold zum österreichischen Minister des Auseren zwischen den Staatsmännern der Dreibundmächte gewechselten Telegramme. Aber in unserem demokratischen Zeitalter kann man Bündnisse nicht aufrechterhalten, die unbeliebt geworden sind. Darum erscheint mir die Förderung des gegenseitigen Verständnisses, zu der diese Zeilen beitragen sollen, ein Gebot der Pflicht. Unter allen Umständen aber haben wir, solange der Dreibund zu Recht besteht, in Deutschland kein Interesse daran, daß das Ansehen unseres Verbündeten und sein militärisches Prestige erschüttert wird, und sollten darum alles vermeiden, was einem so unerwünschten Zwecke irgendwie dienlich sein kann. Selbstverständlich darf diese Forderung nicht so verstanden werden, daß wir uns jeder Kritik der italienischen Kriegsführung zu enthalten hätten. Die wird ja sogar von italienischen Blättern mit der größten Schonungslosigkeit geübt, und ihre Unterdrückung würde zwecklos sein. Aber man soll doch aus dieser Kritik immer erkennen, daß ein wohlwollender Freund sie übt. Es liegt nach meiner Ansicht im eigensten Interesse Deutschlands, daß Italien, unser Verbündeter, als Sieger aus diesem Kriege hervorgeht, und darum gebietet uns nicht nur die alte aus einem gemeinsamen Schicksal geborene

Freundschaft, sondern auch die Staatsraison, daß wir uns über seine Erfolge freuen und seine Mißerfolge bedauern. Das wird uns um so leichter werden, wenn wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß das ganze italienische Volk diesen Krieg für eine Staatsnotwendigkeit hält.

In Italien aber möge man nicht mehr nach anderen Gründen für die Haltung suchen, die von der deutschen Presse besonders zu Anfang des Krieges eingenommen wurde. Die eben angedeuteten, die dem deutschen Wesen entspringen, sind wirklich die einzigen, zum mindesten die wesentlichsten. Sie sind so weit davon entfernt, einer feindseligen Gemütsstimmung zu entspringen, daß sie vielmehr der Ausdruck enttäuschter Freundschaft sind. Wenn diese Überzeugung sich in Italien verbreitet, dann wird der noch vorhandene Groll wenigstens seines giftigen Stachels beraubt werden. Und der in den letzten Wochen den Italienern wieder zum Bewußtsein gebrachte und von fast allen Ministerien, die einander seit 1882 in Italien gefolgt sind, anerkannte Wert des Dreibundes wird auch im italienischen Volke wieder die richtige Würdigung finden.

Spectator alter: Die Ausrottung des Modernismus.

Als Papst Pius X. die umfangreiche Enzyklika „Pascendi Dominici Gregis“ d. d. 8. September 1907 veröffentlichte, die in Deutschland geflüstert in dem alle Härten klug abschwächenden Text der französischen Sprache bekannt gegeben wurde, erfassten nicht geringe Verlegenheit und Verstimmung die kirchlichen Kreise Deutschlands. Das lange Schweigen des Episkopats, der katholischen Fakultäten und der Zentrumsprelle ging dem Vatikan auf die Nerven. (Cf. M. Pernot, *La Politique de Pie X*, Paris pag. 73 ff.). Endlich am 10. Dezember 1907 traten die preussischen und oberrheinischen Bischöfe unter Vorstz des Kardinals H. A. Fischer in Köln zusammen. Die Stimmung der geistlichen Würdenträger erschien gedrückt. Die Kurie hatte eine neue Häresie erfunden, um das wissenschaftliche Studium der Theologie überhaupt bekämpfen zu können; denn ein „modernistisches System“ philosophisch-historisch-kritischer Art gab's nicht. (Bischof Dadole von Dijon: „Der von der päpstlichen Enzyklika geschilderte Modernist existiert nicht“.) Leo XIII. hatte die Priesterversammlungen gefördert, die Kongresse von Bourges und Rheims gesegnet und die Tagungen der katholischen Gelehrten zu Freiburg im Uechtland (anno 1897) und in München (1900) mit Freuden begrüßt. Pius X. verbot sie. Sogar das Mittelalter ließ die Neo-Platoniker, Nominalisten und Skotisten, die Franziskaner und Mystiker ruhig gewähren. Pius X. dagegen stellte mit noch größerer Einseitigkeit als sein staatsmännischer Vorgänger Leo XIII. das geistliche Studium auf die schmale Basis der aristotelisch-thomistischen Theorie und verurteilte die „modernistische Neugier“, ohne zu bedenken, daß schon wider den Heiligen Thomas von Aquin die Anklage wegen seiner „moderna curiositas et haeresis“ erhoben worden war. (W. de la Mare, *Correctorium Fratris Thomae*.) Ganz ungeheuerlich vollends war der Vorwurf, daß der Protestantismus der Schrittmacher des Atheismus sei; denn gerade die Lehre vom reinen Evangelium hatte den germanischen Völkern eine neue tiefere und verinnerlichte

Religiosität geschaffen. Das mußte der deutsche Episkopat und schauderte gleichzeitig vor den Ausführungsbestimmungen des päpstlichen Rundschreibens zurück, wodurch alle gewissenhaften Forscher in Deutschland der Fürsorge der römischen Kongregationen des Index und der Inquisition ausgeliefert werden sollten, wenn sie auch nur die Schattenseiten der kirchlichen Vergangenheit und die Echtheit ehrwürdiger Reliquien (die elf heiligen Leinentücher und zwanzig ungenähten Röcke Christi, das Heilige Haus von Loreto und das hochheilige Präputium in der Kirche von Calcaterra bei Rom, das Dr. Karl Maria Kaufmann nach Erlegung der Taxe von Lire 5.— kniend unter dem Geläute aller Glocken verehren durfte) anzutasten oder wenn sie in Archäologie, Geschichte oder Bibelforschung einen neuen Gedanken einzuführen wagten. Die von Rom vorgeschriebene peinliche Überwachung der Professoren und Schriftsteller durch eine argusäugige Aufsichtsbehörde mußte das niedrigste Denunziantentum zeitigen und einer häßlichen Kegerrieckerei Vorschub leisten. Dazu wollte man sich in Köln nimmermehr hergeben. Die Versammlung der deutschen Bischöfe beschloß darum dem Heiligen Stuhl seine Unterwerfung anzuzeigen, gleichzeitig aber auch sein Befremden darüber nicht vorzuenthalten, daß so wichtige, die Bevölkerung des paritätischen Deutschlands schmerzlich berührende Maßnahmen von Rom aus verfügt worden seien, ohne den deutschen Episkopat auch nur gehört zu haben. Der von Rom angeordnete Überwachungsrat wurde für Deutschland abgelehnt; er sei — so lautete der vorsichtige Bescheid — im bischöflichen Ordinariat tatsächlich schon vorhanden. Der Episkopat dürrtete nicht nach dem Ruhm und Ende Konrads von Marburg. Die Kurie hüllte sich auf diesen Kölner Brief in tiefes Schweigen, um so mehr als der Widerstand, den die Enzyklika durch Tyrrel, Loisy, Buonaiuti u. a. gefunden hatte, auf Pius X. den tiefsten Eindruck machte. Das Schreiben des deutschen Episkopats vom 24. Dezember 1907 an den Papst wurde deshalb im Vatikan aufs strengste geheim gehalten und der von der Kurie geforderte „Überwachungsrat“ in Deutschland nicht eingeführt. Vor dieser energischen Weigerung wich Rom sofort zurück mit stillem Groll im Herzen. Die scharfe Kritik, welche die beiden Gelehrten Albert Ehrhard und Josef Schnitzer an der Enzyklika „Pascendi“ und an dem Motuproprio „Sacrorum Antistum“ übten, wurde allerdings vom Vatikan scharf bestraft. Professor Ehrhard verlor die Würde eines päpstlichen Hausprälaten, während Professor Schnitzer auf telegraphischem Wege a divinis enthoben und gleichzeitig seinen Schülern der Besuch seiner Vorlesungen durch die Bischöfe verboten wurde. Gleichzeitig ver-

anlaßte der Ministerpräsident v. Podewils den ausgezeichneten Gelehrten ein Urlaubsgesuch auf unbestimmte Zeit einzureichen, das zum voraus schon genehmigt war. (Cf. J. Schnizer, Der katholische Modernismus. Zeitschrift für Politik. Berlin, Heymann, V., Heft 1., pag. 17 ff.) Inzwischen mußten die „Beschwichtigungshofräte und Schönfärber“, J. Mausbach in Münster, Ph. Kneib in Würzburg und R. Braig in Freiburg i. Br. den Tiefstand der Bibelkritik im katholischen Deutschland beschönigen und die kurialen Maßnahmen als harmlose Stilübungen darstellen. Der Episkopat schwieg. Der Nuntius Martin Frühwirth in München konnte triumphierend nach Rom berichten, „daß der anfangs so bedrohliche Enzyklika Sturm in Deutschland glimpflich abgelaufen sei, zwei ganze Theologen, Th. Engert und J. Schnizer hätten sich als Modernisten entpuppt“. (A. a. O. pag. 122.) Über die regelmäßige Berichterstattung der bischöflichen Ordinariate an die römische Kurie, wer immer sich modernistischer Gesinnung verdächtig gemacht habe, herrschte seit Jahren ein peinliches Stillschweigen. Rom kann warten. Im Rundschreiben „Pascendi“ waren drei Jahre als Frist für die bischöfliche Berichterstattung festgesetzt, im Dekret: „A remotissima Ecclesiae aetate“ vom 31. Dezember 1909 fünf Jahre. Jetzt veröffentlicht das 4. Heft vom 4. Band des Kirchlichen Reichsanzeigers „Acta apostolicae Sedis“ einen vom 25. Januar 1912 datierten Erlaß der Kongregation des Konsistoriums, als dessen Präsekt der Papst in Person und als dessen Sekretär der Kardinal Gaetano De Lai amten, wonach alle Bischöfe angehalten werden, auf Grund ihrer ständigen Überwachung ihrer Gläubigen sowohl bei ihren persönlichen Romfahrten wie bei ihren regelmäßigen Berichten über die Zustände in ihren Diözesen eine stehende Rubrik mit eingehenden Darstellungen aller Äußerungen modernistischen Geistes in ihren Diözesen einzuführen. Alle gegenteiligen Normen, so die Fristen der drei und fünf Jahre, sind abgeschafft. Der deutsche Episkopat hat künftighin intensivere Arbeit in Ausrottung modernistischer Glaubensfeinde zu leisten.

Dr. von Bilguer:

Was geht in Tripolis eigentlich vor?

Es scheint, daß die Tripolitaner Dinge in der Ferne anders erscheinen, als an Ort und Stelle. In Italien hält man auch heute noch Tripolitaniën für ein wahres wirtschaftliches Zukunftsparadies und sendet eine Fachkommission nach der anderen hierher, um die Verhältnisse zu studieren, die künftige Einwanderung einzuleiten, kurz den Italienern eine neue Heimat zu schaffen, die, wenn man gewissen Leuten glauben dürfte, einem neuen gelobten Lande nicht unähnlich sieht. Ja die Nationalisten betrachten Tripolis bereits als die Basis aller italienischen Politik; sie träumen von einer großen Expansionspolitik, während Giolitti bekanntlich den Gang nach Tripolis nur als eine „historische Schicksalsfügung“ bezeichnet haben wollte. Zum Glück für Italien ist der Ministerpräsident nicht der Mann, der sich in seinen einmal gefaßten Vorjahren beirren läßt, weder wenn es sich darum handelt, Maßregeln durchzuführen, noch beim Verbessern von begangenen Fehlern. Heute sind sich wohl alle darin einig, daß große Fehler begangen wurden: nur ist man sich nicht darüber einig, wem man die Schuld zuschreiben soll

Die größten Fehler, die hier begangen wurden, haben ihren Grund weder im Mangel an gutem Willen noch an Energie, sondern einzig und allein in der absoluten Unkenntnis der sozialen, wirtschaftlichen und psychologischen Bedingungen der hiesigen Bevölkerung. Diese Unkenntnis hatte eine grundverkehrte Behandlung der Einwohner zur Folge, deren fatales Endresultat sein mußte, daß die Italiener heute seitens der Eingebornen nicht als eine Art von zivilisierenden Befreierern, sondern als gewalttätige Eindringlinge angesehen werden, was sie durchaus nicht verdienen. Man hatte geglaubt (wie man es im Handbuch des Generalstabs für die hiesigen Offiziere lesen kann), daß die Araber nur der Gewalt gehorchen. Diese falsche und gefährliche Ansicht wurde bekanntlich

sofort gründlich widerlegt durch die Tatsache, daß eine Flotten- und Heeresmacht, wie eine solche noch niemals vor einem so armseligen Hafen wie Tripolis erschienen war, trotz aller Riesenkanonen, Bombardements, Aeroplane, trotz des wahrhaft heldenmäßigen Mutes und der Opferfreudigkeit der Truppen, ja trotz der allergrößten Strenge und selbst des Galgens, es nicht verhindern konnte, daß diese Eingebornen noch heute die Italiener belästigen, sie angreifen und Raubzüge unternehmen und die Italiener nicht nur zur größten Vorsicht, sondern geradezu zum Stillstand zwingen. Hierbei kommt weder die musterhafte Haltung der Truppen, noch die beste kriegerische Tugend in Betracht — und selbst die neuangekommenen Kamelreiter aus der Erythräa werden wenig daran ändern — noch die Vorzüglichkeit des Materials: die Ursache liegt einzig und allein in den besonderen, bisher unbekanntem oder zu wenig beachteten Eigenschaften des Feindes und des Landes.

Dieser seit Monaten stationär gewordene außergewöhnliche Zustand hat nun gewisse italienische Elemente nervös gemacht. Man wird ungeduldig. Ungeduldig wurde auch die hiesige Soldateska, doch ist deren Ungeduld, gemäßigt durch ein felsenfestes Vertrauen ins Kommando, schließlich nur eine anerkennenswerte Tugend. Diese Mäßigung gibt es im Mutterlande indessen anscheinend nicht. Dort ist aus jedem politischen Zirkel ein kleiner Generalstab geworden und jedes, wenn auch noch so unbedeutende Blättchen besitzt seinen Moltke . . . So hat denn die einheimische Presse bekanntlich den Löwenanteil an der Schuld an diesem Zustand, denn sie war es, welche (sicherlich in der patriotischsten Absicht) die öffentliche Meinung irreführte, indem sie — den Mund zu voll nahm. Dies falsche Bild, das man sich von den hiesigen Dingen machen mußte, hatte sogar eine gewisse Eingenommenheit gegen das Kommando zur Folge, denn das Leitmotiv fast aller Kriegsberichte war: überall Siege der Unsrigen, der Feind immer in wildester Flucht, uneinig unter sich, ohne Munition, dem Verhungern nahe und gründlich demoralisiert. (Daß die „zügellose wildeste Flucht“ nur ein altbewährter Kriegstrieb der Araber ist, daran dachte niemand.) Nach derartigen Beschreibungen hatte man sogar ein gewisses Recht zu glauben, daß (wie es hieß) der eigentliche Krieg bereits nach der Besitzergreifung der tripoliner Dase beendet sei; sodann hieß es, daß die Eroberung der Position von Ain Zara dies Ende herbeigeführt habe. Somit konnte man die Strategie des Generalstabs nicht begreifen: war um räumte man

nicht kurzer Hand auf mit diesen immer fliehenden, verhungerten, demoralisierten und unter sich uneinigen Schatten von Kriegern?

Nun ist aber ziemlich unvermittelt ein U m s c h w u n g eingetreten: aus dem bisher „unschlüssigen, wenig energischen“ Generalissimus Caneva wurde ein echter C u n c t a t o r, der nunmehr recht bald seinem alt-römischen Vorgänger und Landsmann alle Ehre machen — soll! Gewisse Kreise sind sich endlich der u n g e h e u r e n S c h w i e r i g k e i t e n bewusst geworden, die der so ersehnten Eroberung des Landes entgegenstehen. Mit den 60 000 Mann, die hier um Tripolis herum stehen und von denen fast die Hälfte zu Nebendiensten, Transporten und für die öffentliche Sicherheit verwendet wird, ist an ein irgendwie rationelles Avancieren nicht zu denken, denn die bisherigen Positionen dürfen unter keinen Umständen geschwächt werden. Die fehlenden 40 000 Mann könnten allerdings bald beschafft werden; indessen gibt es so bald keine Remedur gegen die anderen Hindernisse jeglichen Avancierens, nämlich gegen die I g n o r a n z hinsichtlich der Geographie des Landesinnern sowie der Eigentümlichkeiten des Eingebornen. Irgendwie zuverlässige Karten existieren n i c h t; die bisherigen Kartographen waren ausschließlich auf „Hörensagen“ angewiesen, denn unter der Türkenherrschaft durfte nicht vermessen werden. Selbst unsere berühmten Forscher Hornemann, Barth, Vogel, Beurmann, Kohlfs, Nachtigall, Vary, Junker u. a., die alle ohne Ausnahme ihre Reisen v o n T r i p o l i s a u s antraten, konnten nur spärliche Aufzeichnungen machen, zumal sie Tripolitaniern nur schnell durchreisten, um ins Innere zu gelangen. Die Eingebornen kennen dagegen — a u c h o h n e K a r t e n! — ihr Land und wissen aus jedem Winkel strategischen Nutzen zu ziehen, wie dies gewisse Vorgänge von Gagaresch und Bir Tobras zur Genüge gezeigt haben.

Der so heiß ersehnte Z u g z u m D s c h e b e l führt durch die Wüste, mit der die Italiener bisher überhaupt noch keine Bekanntschaft gemacht haben, denn die heutigen Positionen liegen entweder in den Dünen oder in der Steppe. E i n Kilometermarsch durch die Wüste kommt fast einem F ü n f Kilometermarsch auf gewöhnlichem Terrain gleich. Es handelt sich allerdings nur um eine Entfernung von hundert Kilometern, aber die Kolonne muß beständig von Tripolis aus mit Wasser versehen werden. Diese 40 000 Mann verbrauchen täglich nicht weniger als 2 0 0 0 0 0 Liter Wasser, zu dessen Beförderung allein 8000 Kamele nötig sind. Weitere 4000 Kamele müßten für den Provianttransport sorgen, sodaß t ä g l i c h b e s t ä n d i g 1 2 0 0 0 K a m e l e die Verbindung

zwischen der Truppe und der Stadt Tripolis herstellen müßten. Aber: sowohl Kamele wie Wasser müßten aus dem Auslande beschafft werden . . . Die fast fertig gestellte Eisenbahn nach Ain Zara würde für diese Verproviantierung allerdings einige Erleichterung schaffen, doch würde dies nur ein verschwindend kleiner Vorteil sein. Der Dschebel selbst ist zerklüftet und namentlich Kasr Garian, der natürliche Stützpunkt des Feindes, gleicht mit seinen 20 Meter hohen natürlichen Felsenmauern einem Adlernest. Aber selbst wenn die Eroberung dieses Platzes gelingen würde, so wäre nur wenig gewonnen, denn die italienische Kolonne würde ohne allen Zweifel die Rolle der Truppen Bonapartes in Aegypten spielen, die (wie Sulkowsky sich so treffend ausdrückte) wie ein harter Körper waren, der sich in einen elastischen hineinzwängt. Von allen Seiten würden die Italiener von den hier hausenden Berbern umringt sein. — Die alten Genueser und Venezianer pflegten sich daher in der Regel mit der Anlage von „Quartieren“ und Arsenalen in den orientalischen Ländern zu begnügen und das Hinterland durch ihren friedlichen Handel zu gewinnen. Die Franzosen brauchten 27 Jahre härtester Kämpfe, bis sie Algerien eine französische Kolonie nennen konnten, aber erst nach 50 Jahren waren sie die wirklichen Herren des Landes. Ein Vergleich zwischen Algerien und Tripolitaneen ist ein auffallender: Beide erobernden Mächte hatten das numerische Übergewicht und ein — allzugroßes Vertrauen in die Eingebornen.

Franz Woas: Der chinesische Maybach.

Maybach und Sheng-Hsuan-hi!

Zwei Männer, in mancherlei Zügen einander ähnlich, beide vor allem von einem eisernen Willen erfüllt, beide in ihren Ländern mit derselben Aufgabe betraut — und doch wie verschieden ist ihr Schicksal!

Der eine führt trotz maßloster Widerstände, allerdings in jahrelangem Ringen, seine Aufgabe restlos durch, wird dafür von der Krone Preußens mit allen Ehren überschüttet, die sie nur zu vergeben hat, und erlebt es schließlich noch, daß seine ehemaligen erbittertsten Feinde ihm recht geben müssen.

Der andere, der chinesische Mandarin, um nichts weniger tatkräftig, nicht minder weltgewandt und geschäftsklug, erreicht nichts, am wenigsten das, was er sich vorgesetzt hat. Er wird von dem Throne, der ihn beauftragt hat, auf die schämlichste Weise im Stiche gelassen; ja, noch mehr — er ist drauf und dran, sein Leben darüber einzubüßen, muß fliehen und wird außerdem mit Schuld daran, daß Regierung und Reich vollständig umgestürzt werden.

Sheng-Hsuan-hi, ein Mann von jetzt annähernd 70 Jahren, hat noch ganz die altchinesische Schule durchgemacht; er ist auf Grund seiner gelehrten Examina Beamter in den allerverschiedensten Zweigen der Verwaltung gewesen, bis er in den achtziger Jahren zum Verkehrs- und Eisenbahnwesen überging. Da war er ganz der geeignete Mann, denn es gab damals in der gesamten chinesischen Beamtschaft auch nicht einen, der davon auch nur das Geringste verstand. Nun verstand zwar auch er blutwenig davon; aber als geriebener Geschäftsmann, der er von Natur aus war, hatte er das eine mit voller Bestimmtheit erkannt, daß sich aus dem Eisenbahnwesen für ihn persönlich ein reichlich Stück Geld heraus schlagen ließ.

Damals war das Bestechen der Mandarine noch die allgemeine Regel; ein bestimmter Anteil von jedem Geschäft, das mit dem Staat

abgeschlossen wurde, fiel ganz selbstverständlich dem betreffenden Mandarin zu. Bei den Eisenbahnen aber handelte es sich immer um Millionen; also mußte auch für den Mandarin ein gewaltiges Stück Geld abfallen. Sheng sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Von allen Seiten her bemühten sich damals die Fremden um Gerechtfame für Eisenbahnen, und eine Reihe von Bahnen wurden auch tatsächlich von Fremden gebaut, wie vor allem die Strecke Peking-Hankau.

Ein eigentliches Verkehrsministerium gab es damals noch nicht in Peking, vielmehr lag die Entscheidung über alle Verkehrs- und Eisenbahnfragen beim Tsung-li-yamen und späterhin beim Wai-wu-pu, dem Auswärtigen Amt. Sheng war dessen Berater, und da handelte er, wie es ihm sein persönliches Interesse eingab; wer am meisten bezahlte, bekam die Gerechtfame, und wer nichts gab, bekam auch nichts.

In einer gewissen Vorahnung der Dinge hatte er übrigens seinen Wohnsitz nicht in Peking, sondern in Shanghai genommen und noch dazu in dem internationalen Teile von Shanghai, wo die kaiserlich-chinesische Regierung keine Hoheitsrechte besitzt. Er war hier also mehr oder weniger aus der Gewalt seiner Regierung. Hier hatte er sich ein fürstliches Besitztum in halb chinesischem, halb europäischem Geschmack hergerichtet und unter anderem auch ein besonderes Museum erbaut, das er mit den kostbarsten chinesischen Altertümern zu füllen wußte. Er spielte den Maecen. Eine ganze Zeit lang ging nun alles glatt. Eine Eisenbahn nach der andern wurde in China gebaut — darunter auch eine deutsche, die Shantungbahn — Millionen von fremdem Kapital flossen in das Land, und erkleckliche Teile davon blieben an den langen Ärmeln des Herrn Sheng hängen . . .

Je mehr aber solcher Eisenbahnen in das Land eindrangten, desto klarer wurde es auch den Chinesen, was sie für Handel und Wandel zu bedeuten haben, sowie vor allem auch das, daß sich damit ein vortreffliches Geschäft machen ließ, und da konnte es bei dem aufgeweckten Sinn der Chinesen gar nicht ausbleiben, sie mußten auf den Gedanken kommen, die Eisenbahnen für sich allein zu haben, ohne die Vermittlung der Fremden. Dazu sahen sie an ihrem Nachbarlande Japan, daß es anscheinend auch ohne die Fremden ging, und zuletzt zeigten ihnen diese Japaner gar noch, daß die Asiaten den Fremden gewachsen sein können — da brach mit aller Macht auch bei den Chinesen etwas durch, was bis dahin in ihnen wie tot gelegen hatte: das Selbstgefühl, die Vaterlandsliebe, und nun gab es auf der ganzen Linie, an der Küste wie im tiefsten

Innern des Landes, kein Halten mehr. Einstimmig erging der Ruf: Wir bauen unsere Eisenbahnen allein. —

Es blieb aber nicht bei bloßen Worten, es folgten auch die Thaten. Überall bildeten sich Eisenbahn-Ausschüsse, Kapitalien wurden gesammelt, richtige Aktiengesellschaften nach dem Muster Europas und Amerikas bildeten sich. Das Zeitalter der Eisenbahnen, das sich hier etwas verspätet hatte, schien nun endlich auch für China anzubrechen.

Inzwischen waren aber auch sonst im Lande der Mitte gewaltige Änderungen im Anzuge, teilweise sogar bereits eingetreten; der Parlamentarismus war im Werden, und als notwendige Folge davon war die ganze bisherige Verwaltung des Reiches in der Umwandlung begriffen. Wollten die Machthaber in Peking ihre Gewalt über das Land auch jetzt noch behalten, wo alles draußen nach Selbständigkeit schrie oder zum wenigsten nach ernsthafter Mitregierung, dann blieb nichts anderes übrig, die kaiserliche Regierung mußte die Eisenbahnen selbst in die Hand bekommen; nur so sicherte sie sich den ungehinderten Verkehr mit den Provinzen, was schon in Friedenszeiten, erst recht aber in Kriegszeiten von der allergrößten Bedeutung sein mußte. Ja, so weit war man wirklich in China an den maßgebenden Stellen in der Erkenntnis der Dinge gelangt. Nicht umsonst waren in den letzten Jahren so viele hohe Mandarine (auch Prinzen) in Europa herumgereist; klugen Auges hatten sie sich alles hier angesehen, und namentlich, was die Eisenbahnen auch für den Staatsfädel zu bedeuten haben, war ihnen nicht entgangen.

Sheng-Hsuan=hi war freilich nicht in Europa gewesen, aber gewiß, wie er von Natur aus war, ist ihm ohne dem alles rechtzeitig aufgegangen. Obendrein hatte er für seine Person genug; er war satt; und so trat er nun auf einmal selbst mit dem Gedanken auf, der so wie so in der Luft lag: S t a a t s = E i s e n b a h n e n ! Zusammen mit zwei anderen hohen Mandarinen reichte er einen „Thronbericht“ ein, worin er den Rückkauf aller Eisenbahnen für den Staat dringend empfahl. Der Thron ging natürlich sofort darauf ein; er billigte glatt alles, was von Sheng vorgeschlagen wurde, und beauftragte ihn damit, diese Pläne sogleich durchzuführen.

Bis dahin besaß der Staat China nur ein kurzes Stück Eisenbahn, das er von Peking in der Richtung auf Kalgan hin selbst gebaut hatte, außerdem aber die ostchinesische Eisenbahn Peking=Mukden, welche er von den Russen hatte bauen lassen. Durch den russisch-japanischen Krieg war diese Bahn den Russen verloren gegangen und den Chinesen an-

heimgefallen. Endlich besaß die chinesische Regierung noch die Eisenbahn von Peking nach Hankau, die sie mit Hilfe einer besonderen Anleihe so unter der Hand den Belgiern wieder abgekauft hatte. Alles in allem waren es knapp 1000 Kilometer Eisenbahnen, die sich in den Händen des Staates befanden, als Sheng-Kung-pao an das Land herantrat, um den gesamten Rest der sonstigen Bahnen Chinas für den Staat aufzukaufen, sei es daß diese bereits fertig und im Betriebe, sei es daß sie erst im Bau waren.

Berwundert fragt da der Leser: „Sheng-Kung-pao?“ Ich denke, der Mann hieß „Sheng-Hsuan-hi!“ — Allerdings, der Mann hatte inzwischen eben seine Namen geändert, verschönert; er hatte noch den Ehren-Namen „Hsuan-hi“ zu allen seinen sonstigen Verdiensten ein-
geheimst. —

Außerdem war er inzwischen auch richtiger Minister geworden. Im Laufe der vielfältigen Veränderungen in der Staatsverwaltung waren auch verantwortliche Minister bestellt worden, und da war er ganz selbstverständlich Eisenbahn- und Verkehrsminister geworden. So also trat er vor das Land mit seinen Plänen, die zu denen der Regierung geworden waren — oder umgekehrt.

Der erste kaiserliche Erlaß in roter Schrift auf gelbem Papier vom 9. Mai 1911, der den Rückkauf der Bahnen ankündigte, entfesselte durch ganz China einen Sturm der Entrüstung. Millionen von Chinesen waren jetzt an den Eisenbahnen interessiert, und sie alle fürchteten, man wolle sie übers Ohr hauen; ein großer Teil kannte ja auch diesen Herrn Sheng, hatte er auch seinen Namen etwas verschönert; man wußte von ihm, wie rücksichtslos er aus den Eisenbahnen Geld für seine Tasche gemacht . . . Es blieb der Regierung nichts übrig, sie mußte einen zweiten Erlaß herausgeben, wonach so günstige Bedingungen für die Verkäufer der Eisenbahnanteile festgesetzt wurden, daß sich die empörten Gemüter wieder etwas beruhigten.

Unseliger Weise aber trat da ein neues Ereignis unliebsam in die Quere, das an sich höchst unliebsam war, aber eine noch unliebsamere Vorgeschichte hatte.

Im Frühjahr 1908 waren die chinesische Regierung und eine Gruppe deutscher Banken unter Führung der Deutsch-Asiatischen Bank übereingekommen, daß die Deutschen das nötige Kapital beschaffen sollten, um die Eisenbahnlinie Hankau-Kanton nebst den Zweiglinien zu vollenden, die bis dahin durchaus nicht fertig zu bekommen waren, weil weder die ur-

sprünglichen Inhaber der Gerechtfame (Der Reihe nach Engländer, Belgier, Amerikaner) noch auch die Chinesen selbst das nötige Geld dazu aufzubringen vermochten. Alles war aufs Beste vereinbart — da sprangen plötzlich erst die Engländer, dann die Franzosen und schließlich auch noch die Amerikaner dazwischen und verlangten ohne einen Schimmer von Recht Beteiligung an dem Geschäft. Damit fiel alles wieder völlig auseinander.

Freilich waren die Deutschen von einem Entgegenkommen, das eigentlich über alle Begriffe ging, aber die Verhandlungen schlepten sich naturgemäß hin, jahrelang hin, bis sie endlich in dem allerunglücklichsten Augenblicke, der nur denkbar war, doch zum Abschluß kamen. Das war nämlich gerade der Augenblick, wo sich das Volk, das anfangs über den Rückkauf der Bahnen so sehr empört war, durch den zweiten Erlaß der Regierung eben wieder etwas beruhigt hatte. Nun gab es kein Halten mehr. Nun fanden die Hecker, die für eine Republik seit Jahr und Tag arbeiteten, sicheren Boden. Das ganze Vorleben „Chren-Shengs“ wurde jetzt schonungslos ans Licht gezogen. Das ist der Mann, hieß es, der auf so schamlose Weise früher Millionen an den Privat-Eisenbahnen verdient hat; jetzt will er das an den Staatsbahnen erst recht tun. Fort mit ihm! Fort mit der ganzen Verstaatlichung der Bahnen! Fort überhaupt mit solcher Regierung, die das Volk doch nur verrät! —

Das war die Lösung, unter welcher die Revolution in China ausbrach, die dann so verhängnisvoll für das Herrscherhaus enden sollte.

Das Herrscherhaus und ganz China mag sich somit bei den Engländern, den Franzosen und Amerikanern bedanken. Deren damalige Mißgunst trägt die Schuld an dem Eisenbahn-Aufstande in Szechuan und dessen weiteren Folgen . . .

Dieses Herrscherhaus aber betrug sich, schwach wie es von Natur einmal war, auch dem Manne gegenüber unerhört kläglich, dem es doch einmal eine so bedeutende Aufgabe anvertraut hatte. Die blasse Angst hatte es gepackt. Es glaubte das ganze Schiff noch zu retten, wenn es diesen Mann über Bord warf. Der damals noch regierende Prinz-Regent Tschun ließ Sheng ohne alle Rücksicht fallen; in dem Erlaß, den er im Namen des kaiserlichen Kindes herausgab, sagte er dem Minister ins Gesicht, er hätte den Kaiser betrogen, und so sei er für alle Zeiten unwürdig, noch irgend ein Staatsamt zu bekleiden. Er war also mit Schimpf und Schande entlassen, und es blieb tatsächlich auf ihm der

Verdacht lasten, daß er die ganze Verstaatlichung nur im eigenen Interesse eingeleitet hätte, was der Wirklichkeit in keiner Weise entsprach. Den beiden anderen hohen Mandarinen, die mit ihm zusammen jenen verhängnisvollen „Thronbericht“ unterzeichnet hatten, geschah nichts. —

Damals tagte gerade in Peking der berühmte „Reichs-Ausschuß“, der sich so ungemein fortschrittlich gebärdete, während er in Wahrheit in vielen Stücken reaktionärer dachte als die Regierung. Auch in dem Falle Sheng zeigte sich das deutlich. Die Regierung entließ den Mann nur. Dieser Reichsausschuß aber verlangte, der Mann solle — geköpft werden. Der Hof — dem wieder einmal die Angst angekommen war — besann sich auch nicht lange; er war drauf und dran, das Verlangen der Reichsboten zu erfüllen. Die auswärtigen Gesandten mußten da eingreifen, um das zu verhindern . . . es bestand da doch eine gewisse dankbare Erinnerung an die Dienste, die der Mann in den Zeiten seiner Macht und seines Glanzes — wenn auch im eigenen Interesse — dem Auslande erwiesen hatte. Als Eisenbahnminister bewohnte er in Peking einen prachtvollen Palast. Jetzt mußte er diesen Palast durch eine Hinterpforte, beschützt von fremden Soldaten, heimlich verlassen. Mit aller Gefahr erreichte er den Bahnhof, und von hier aus gelangte er nach Taku, um sich nach Shanghai zu begeben, wo er sich in seinem dortigen Fürstentum sicher vor der Regierung wußte; aber gerade da kam die Nachricht, daß die Revolutionäre auch Shanghai in der Gewalt hätten, und so blieb dem gehetzten Manne nur noch eine Zuflucht in China — er ging nach Tsingtau. Ja, bei den Deutschen, denen er sich sonst durchaus nicht übermäßig gewogen gezeigt hatte, fand er schließlich Schutz und Schirm.

Als alter gebrochener Mann sitzt er nun mitten unter den so geschäftlich rührigen Deutschen — „procul negotiis“.

Der große Sheng-Kung-pao heißt jetzt wieder in aller Bescheidenheit Sheng-Hsuan-hi. Wie hat dieser Mann doch so ganz anders geendet als sein großes Muster, sein Vorbild aus Preußen! Die Aufgaben waren für beide dieselben; auch die Züge im Charakter in manchen Stücken beinahe gleich; nur freilich in einem Punkte wichen beide wesentlich voneinander ab. Ich brauche auf den Punkt nicht erst noch mit Fingern zu weisen . . .

„Integer vitae, scelerisque purus . . .“

Eleonore Kalkowska:

Alltag

So gehn sie alle stumpf und tiefgebeugt;
Ein schmerzlich Staunen hat in leichtem Bogen
Die Brauen ihrer Augen hochgezogen
Und Falten auf der dunklen Stirn erzeugt.
Und wenn sie lachen, ist es nur ihr Mund —
Doch ihre Augen blicken müd und wund.

Das ewig gleiche
Sorgen und Mühen
Kam täglich das weiche
Gesicht zu durchglühen,
Bis es sich Gräben und Höhlen geschafft,
Und nun in den Furchen, als düstere Schergen,
Die Nöte von gestern und morgen sich bergen;
Und halten das Antlitz
In eiserner Haft. —

Niemals hat die Zeit
Für sie innegehalten,
Durch ihre Gestalten
Ging niemals ein Kecken
Der Macht.
Denn die Freude,
Die allgewaltige, alleinseligmachende,
Zeitlose, raumlose, grenzenlose,
Hat niemals in ihnen
Befreiend gelacht.

Und Jahre um Jahre, mit schleppendem Gang,
Gehn sie die dumpfigen Gassen entlang,
Boll Schwielen die welkenden Hände.
Ihr einzig Wissen:
Ein Gehenmüssen,
Und drüben das dunkle Ende.
Unter strachelndem Fuße ein leerer Raum,
Sie fallen hinein und sie wissen es kaum.
Und die Freude, die alleinseligmachende,
Zeitlose, raumlose, grenzenlose,
Hat niemals in ihnen
In Jubel gelacht. —

Sophie von Woehrmann

geb. Prinzess Urusoff:

Der Hof von Berlin in 1888.

Tagebuch einer Russin.

Berlin, Sonntag, den 17./29. April 1888.

Unlängst sprachen wir bei Kutusoffs davon, wie nützlich es sei, alles niederzuschreiben, was man um sich hört. Denn wir leben in einem interessanten Zeitabschnitt; sodaß alles, was sich auf diese Zeit bezieht, eines Tages von großem Werte sein wird. Die Hauptsache dabei ist, daß man wahrheitsgetreu und gewissenhaft in den Aufzeichnungen bleibt und sich von hohlem Pathos fernhält. Graf Kutusoff erzählte uns, wie er Kaiser Wilhelm I. kurz vor dessen Tode eine Abordnung des Kaluga-regimentes vorstellte. Der alte Kaiser war in russischer Uniform; während er die Deputation empfing, gingen die auf Wache ziehenden Soldaten, wie gewöhnlich um die Mittagstunde, an seinem Fenster vorüber. Da wandte der Kaiser sich mit den Worten an Kutusoff: „Ich muß mich dem Volke zeigen, denn seit einigen Jahren erwartet das Volk mich um diese Stunde und will mich unbedingt sehen.“ Dieses „ich muß mich zeigen“ ist durchaus bemerkenswert. Er fügte noch hinzu: „Lieber so als umgekehrt.“

Kutusoff, der zur Seite Kaiser Wilhelm I. an dem historischen Fenster stand, begriff die Worte nicht und blickte den Kaiser erstaunt an. Da erklärte dieser: „Im Jahre 1848 bedeckte diesen Platz eine wütende, drohende Volksmenge, die mir haßerfüllt gegenüberstand; jetzt erwarten sie mich stundenlang, um mich mit Begeisterung zu begrüßen, und wissen kaum, wie mir ihre Liebe zu bezeugen.“ — Welch' ein Umschwung in der Geschichte der Völker!

Bergegenwärtigt man sich, daß dieser selbe Friedberg, den Kaiser Friedrich eben durch Verleihung des „von“ und des Schwarzen Adlers in den Adelstand erhoben hat, während der Maitage von 1848, zur Zeit der Revolution, die Banner der Verschwörer trug und sich an der Spitze der Menge befand, welche darauf bestand, daß der König sich vor den Opfern jener Schreckenstage beuge, als sie im Triumphe am Schlosse vorübergetragen wurden. Graf Dönhof, der uns das erzählte, fügte jedoch beiläufig hinzu, daß dieser Friedberg große Verdienste sich erworben habe und daß „in 48 alle Welt revolutionär war“.

Während wir bei der Gräfin Kutusoff waren, fuhr Großfürst Wladimir auf seiner Reise von Paris nach St. Petersburg durch Berlin. Die Herren von der Botschaft gingen, um ihn zu begrüßen. Nachdem sie

Der Hof von Berlin in 1888 Sophie v. Woehrmann

ihn wieder verlassen hatten, erzählten sie uns, daß die Boulangistenbewegung große Ausdehnung annehme und den Monarchisten als Fußschemel dienen werde. Ich sagte dem Militäragenten, wie sehr mir der glänzende Zustand der deutschen Truppen bange mache. Er antwortete: „Sie haben auch ihre schwachen Seiten; vergessen Sie nicht, daß im Jahre 70 die Franzosen sich vorbereiteten nur mit den Preußen zu kämpfen und unerwartet ganz Deutschland gegenüberstanden.“ Was mich an die Worte meiner teuren Baronin Wolff erinnerte, die zu jener Zeit in Stuttgart lebte und nicht an die Einigkeit Deutschlands glaubte. Zu dem französischen Minister, mit dem sie oft zusammen kam, pflegte sie zu sagen: „Ihre Freundschaft geht bis zu den Bierkneipen; nicht weiter; sie trinken zusammen, das ist alles.“ Die Ereignisse haben ihr Unrecht gegeben.

Ich habe sehr bedauert, der Bestattung des alten Kaisers nicht beigewohnt zu haben. Doch sagt man, es sei schwer gewesen, die Prinzen voneinander zu unterscheiden, da sie alle die gleichen preussischen Uniformen an hatten. Wodurch die Mannigfaltigkeit des Gesamtbildes ein wenig litt.

Prinz Wilhelm ging allein hinter dem Sarge, mit erhobenem Kopfe. Er gehört nicht zu denen, die der Kummer beugt. Er ging festen Schrittes, militärisch, wie zu einer Parade. Viele bemängelten diese stolze Haltung. Dennoch habe ich alle drei Personen, die bei dem Tode seines Großvaters zugegen waren, sagen hören, daß Prinz Wilhelm, unmittelbar nachdem das Ende eingetreten, sich in einen Lehnstuhl warf und wie ein Kind schluchzte. Kaiser Wilhelm hatte gewünscht, daß man ihm das russische St. Georgskreuz, das er so sehr liebte, mit ins Grab legen solle. Gräfin Schumaloff, die Gemahlin unseres Botschafters, hatte den hübschen Gedanken, ein riesengroßes Georgskreuz in lebenden Blumen auf den Sarg des Kaisers zu legen! Die schwarzbeflaggte Stadt mit den an den Straßenecken errichteten Trauergerüsten macht einen düstern Eindruck.

Prinzessin Amalie von Schleswig-Holstein verweilte hier auf einen Tag; wir waren viel mit ihr bis zur Stunde der Abreise beisammen und begleiteten sie bis in den Eisenbahnwagen. Sie war auch in Charlottenburg und sagte, die Kaiserin sei bewundernswert. Sie ist immer stark und hat auch nie den geringsten Schwächeanfall. Nie vergißt sie die Rolle, die sie sich auferlegt. Ihrem Gatten gegenüber ist sie immer mutig und tapfer. Wenn sie ihn verläßt, öffnet sie alle Fenster, um tief aufzuatmen. Sie verbietet alle weichen Regungen; alles was aufregen könnte; jede Anspielung auf den Zustand des Kaisers. Den Kindern, namentlich dem Kronprinzen, der so viel Herz und Mut hat, fällt es ungemeinlich schwer, immer nur von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Es scheint ihnen so unnatürlich das Thema zu meiden, das sie alle beschäftigt. Diese unnormale und gespannte Lage reibt den Kronprinzen dermaßen auf, daß er, wenn er bei seinen Eltern ist, immer blaß und blasser und, nach den Worten seiner Gemahlin, schließlich ganz grün wird.

Sophie v. Woehrmann Der Hof von Berlin in 1888

Die Kaiserin läßt ihn niemals mit seinem Vater allein.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn muß wohl das Gepräge dieser Charaktergegensätze tragen. Goltz*) erzählte uns, daß der Kronprinz bei seiner Ankunft in San-Remo von seiner Mutter wenig gut empfangen und nicht einmal umarmt worden sei. In diesem Augenblicke scheint die Lage sehr gespannt zu sein. Denn Gräfin Brockdorff**), die der Kronprinzessin sehr ergeben ist, konnte sich neulich der Tränen nicht enthalten. Doch die Kronprinzessin nimmt dagegen alles mit der größten Ruhe auf; wenn man sich darüber wundert, sagt sie mit großer Einfachheit: „Wilhelm mag nicht aufgeregte Frauen.“

Als wir bei Prinzessin Amalie waren, brachte ein Hofbediensteter von der „Frau Kronprinzessin“ eine Flasche Milch und eine Schachtel englischer Cakes; als Wegzehrung für die Tante. Die große, an diesem Hofe herrschende Einfachheit setzte mich in Erstaunen.

Der Kronprinz ist nicht allzusehr davon erbaut, daß Prinzessin Amalie gewohnheitsgemäß nach Pau in Südfrankreich geht. Das scheint ihm anstößig; beinahe unpassend für eine deutsche Prinzessin in so naher Verwandtschaft zum Herrscherhause.

Er glaubt, daß man in Frankreich die Deutschen haßt und mißachtet. Prinzessin Amalie sagte uns traurig: „Es ist fürchterlich, Wilhelm so reden zu hören; diese guten Bärner denken weder an Krieg, noch sonst daran, irgend jemand zu hassen; man fühlt sich so sicher und ruhig in ihren Bergen.“

den 20. April.

„Wo war Bismarck im Jahre 47?“ fragte ich Goltz unlängst: „Was tat er damals?“

„Er war auf dem Lande und kam nur für einige Tage in die Stadt; er stieg bei mir ab und brachte als einziges Reisegepäck seine Zahnbürste mit. Er war eben jung und bescheiden. Niemand konnte voraussehen, was noch einst aus ihm werden sollte“, antwortete Goltz.

Man ist hier sehr ungehalten über die französische Sprache der polnischen Damen in Posen. Mit einer deutschen Kaiserin spricht man als Landesangehöriger nicht anders als deutsch — so wird gesagt. Wir lassen die Leute ausreden und antworten dann: In unseren Baltischen Provinzen erhebt sich ein fürchterlicher Lärm, weil die Regierung den Gebrauch der russischen Sprache fordert! Wo bleibt die Gerechtigkeit? Überhaupt wird dieser Ausflug nach Posen sehr abfällig beurteilt. Man hätte mit einer deutschen Provinz den Anfang machen sollen. Außerdem waren die Unkosten für den Empfänger ungeheuer. Wohin man auch gehen mag, allenthalben wird die Kaiserin Friedrich vielfach kritisiert. Frau Professor Helmholtz, Frau Geheimrat Leyden und eine andere Dame aus diesem Kreise haben eine Art „Belobigungsschein“ für die Kaiserin

*) Der alte Graf v. d. Goltz, Generaladjutant Wilhelm I.

**) Gräfin Brockdorff — Oberhofmeisterin der Kronprinzessin.

Der Hof von Berlin in 1888 Sophie v. Woehrmann

erfunden. Eine Adresse voll Lobeserhebungen, welche alle deutschen Damen unterzeichnen sollten. Von den Damen der hohen Aristokratie wollte indes keine ihren Namen dazu hergeben. Das Schriftstück wurde aus sämtlichen Häusern zurückgeschickt. Es fanden sich im ganzen kaum 6000 Damen, zumeist aus dem Mittelstande, die sich bereit erklärten, den Schein zu vollziehen. Prinzessin Radziwill-Sapiéska sagte mir, sie fasse das ganze Unternehmen als Frechheit auf. Man stelle Herrschern keine Zeugnisse aus. Wer die Möglichkeit eines Lobesvotums zulässt, müsse ebenso mit einem Tadelsvotum einverstanden sein. Alle diese Versuche beruhen auf rein demokratischem Grundsatz.

Viele andere Damen weigerten sich aus anderen Gründen ihre Unterschrift zu geben. Sie sind gegen Kaiserin Viktoria in einer Weise aufgebracht, daß sie ihr nicht einmal die gute Pflege ihres Gemahls zugestehen wollen. Sie beschuldigen die Kaiserin Friedrich sogar, daß sie ihn quäle, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen. So bestehe die Kaiserin darauf, Kaiser Friedrich dem Volke zu zeigen, ihn ausfahren zu lassen.

den 23. April.

Die Verlobung des Prinzen von Vattenberg verursacht viel Gerede; es ist der Kampf eines Mannes gegen zwei Frauen: Mutter und Tochter. Denn man sagt, Königin Victoria habe ihre Hand aus dem Spiele gezogen. Ich erinnere mich, wie der jetzige Kronprinz, damals Prinz Wilhelm, mir im vorigen Jahre in Potsdam mit der ihm eigenen anziehenden, entzückenden Offenheit sagte: „Prinz von Vattenberg ist ein unmöglicher Patron. Seine Politik ist Weiberpolitik, auf Ränkespiel gebaut. Es ist unglaublich, daß es diesem kleinen Atom von einem Prinzen fast gelang, zwei große Mächte wie Rußland und Deutschland zu entzweien.“ Ich antwortete: „Eine Bazille ist gewiß unansehnlich und doch ist sie groß genug, um einen bedeutenden und großen Menschen zu vergiften.“ Er begann zu lachen und entgegnete: „Ja, und es bedurfte eines so großen Chirurgen, wie unser Kanzler einer ist, um Europa von diesem Mikroben, an dem es frankte, zu befreien und zu heilen.“

Von seinem zukünftigen Herrscher unterstützt, stand Bismarck noch vor manchem Siege! Wir sahen ihn beim Ausgange aus dem Charlottenburger Schloß an dem Tage, als diese Frage dort entschieden werden sollte. Das Volk bejubelte ihn. Er macht einen ungeheuren Eindruck. Er ist eine so kraftvolle Riesenerscheinung, daß er beim ersten Blick durch seine Kraft jedermann überwältigt. Bismarcks machtvolle Gestalt scheint fast übernatürlich groß; fast wie die Riesen Michelangelos.

Während des Aufenthaltes der Kaiserin in Posen unternahm der Kronprinz einen Spazierritt im Tiergarten. Von dort ritt er, wie zufällig, zum Charlottenburger Schloß, wo er lange Zeit mit seinem Vater allein blieb. Man erzählt, der Kaiser, der nicht sprechen konnte, schrieb dem Kronprinzen auf ein vor ihm liegendes Blatt: „Lerne von deinem Vater zu leiden ohne zu klagen.“ Das ist die einzige Lehre, die dieses

Sophie v. Woehrmann Der Hof von Berlin in 1888

Kaisertum geben kann; vom christlichen Standpunkte wiegt sie viele andere auf.

den 24. April.

Ein Spaziergänger wurde auf der Straße für Mackenzie*) gehalten. Die wütende Menge hätte ihn beinahe in Stücke gerissen. Die Polizei mußte einschreiten, um den armen Mann zu retten, der unausgesetzt schrie: „Ich bin nicht Mackenzie! Wäre ich es, ich hätte mich selbst umgebracht.“ Darauf ließ man ihn los. Jeder Tag bringt neue Beweise von der Unbeliebtheit der Kaiserin.

Jeden Tag erwartet das Volk stundenlang seinen Kaiser; das Volk fühlt, daß es „unseren Fritz“, dessen heldenhafte Duldung seiner Leiden ihn doppelt zum Mittelpunkt allgemeiner Verehrung erhebt, nicht mehr lange sehen wird.

Die Schwester Herrn van der Hoeven's, Baronin Schilling, war unlängst unter der Volksmenge vor dem Charlottenburger Schloß, als eine Dame den glücklichen Einfall hatte, eine Geldsammlung zu veranstalten, um dem Kaiser alle Beilichen darzubringen, die in der Umgebung aufzubringen waren. Die Dame trug sie ins Schloß. Sie wurde vom Kaiser empfangen. Als Andenken trug sie das Stückchen Papier davon, auf das der arme Kaiser seinen Dank geschrieben hatte.

Graf Perponcher**) erzählt, daß der Kaiser jetzt außerordentlich schnell und fast unleserlich schreibt. Manchmal verursacht das Entziffern viel Mühe. Doch oft errät man an seinen Lippen, was er zu sagen wünscht. Prinz Anton Radziwill hatte unlängst das Glück die Wünsche des hohen Kranken zu erfassen. Der arme Kaiser schien so befriedigt, verstanden zu sein. Wie es ihn belästigen muß, nicht sprechen zu können!

Unglücklicherweise für seine Ruhe hat der Kaiser nicht das unbegrenzte Vertrauen zu Mackenzie, das man ihm zuschreibt. Als Graf v. d. Goltz ihm sagte: „Nun da die Witterung schöner wird, hoffen die Ärzte auf Besserung“, senkte der Kaiser den Kopf und gab durch Zeichen zu verstehen, daß die Ärzte nicht allzuviel wissen.

Die Ernennung des Generals v. Blumenthal zum Feldmarschall erfolgte so schnell nach dem Tode Kaiser Wilhelms, daß der neue Kaiser ihm seinen eigenen Feldmarschallstab sandte, damit Blumenthal ihn bei der Begräbnisfeier tragen könne. Mehrfach glaubte man hierin einen Mangel an Achtung für die Wünsche des Verstorbenen und eine Kritik seines Handelns zu erkennen. Doch hat es mit dem Vorgange folgende rührende Bewandnis: Im österreichischen Kriege diente Kronprinz Friedrich unter General von Blumenthal. Dieser hatte den Marschallstab verdient und mußte ihn bekommen. Verliehen wurde er aber dem Kronprinzen. Der ihn nun, so bald es in seiner Macht lag, auf so noble

*) Mackenzie — ein englischer Arzt, der den Kaiser behandelte. Seine Schwiegermutter, Königin Victoria, hatte ihn dem Kaiser gesandt.

**) Graf Perponcher — Oberhofmarschall.

Der Hof von Berlin in 1888 Sophie v. Woehrmann

Weise dem General zurückerstattete. In einem Brief an seine Frau hatte v. Blumenthal 1866 am Kronprinzen Kritik geübt und sich über die Schwierigkeiten beklagt, welche dessen Anwesenheit in dem Heere hervorrufe. Auch daß er — der General — des Prinzen wegen nicht handeln könne, wie es nötig war. Dieser Brief wurde vom Feinde aufgegriffen und in österreichischen Zeitungen veröffentlicht. — Kaiser Wilhelm konnte Blumenthal nach diesem Zwischenfall die Auszeichnung nicht senden, die er verdiente. Er überließ dem Sohne die Gelegenheit, seine Großmuth und seinen Seelenadel zu bekunden.

Dem Kaiser geht es schlechter. Man befürchtet eine Lungenentzündung als Folge einer Erkältung. Er fühlte sich eines Tages äußerst schlecht. Und Bergmann erwähnte der Kaiserin gegenüber sogar die Nothwendigkeit, ein Bulletin erscheinen zu lassen.

Die Kaiserin soll unwillig geworden sein; den von den Ärzten geschriebenen Gesundheitsbericht zerrissen und gesagt haben: „Ich werde ein besseres Bulletin verfassen, indem ich mit dem Kaiser zur Stadt fahre.“ Darauf fand diese zweistündige Wagenfahrt bei ziemlich rauhem Winde statt.

Der Kaiser, durch die Begeisterung des Volkes angeregt, das ihm auf seinem Wege zusauchzte, saß aufgerichtet, ohne sich in die Kissen zu stützen; lächelnd erwiderte er die Grüße. Doch kaum aus Charlottenburg heraus, sank Kaiser Friedrich bleich und erschöpft in seinem Wagen zurück, wie wenn eine Feder in ihm gesprungen wäre! Daher die große Meinungsverschiedenheit bei denen, welche ihn vom Charlottenburger Schloß ausfahren, und jenen, die ihn in der Nähe des Berliner Schlosses sahen. Diese allzulange Ausfahrt ermüdete den Kaiser dermaßen, daß der zu ihm berufene Professor Leyden uns sagte: „Es war zuviel, der Kaiser konnte diese lange Fahrt nicht ertragen. Aber die Kaiserin meint immer, daß man ihn aufziehen muß. Manchmal geht sie zu weit, ohne sich über die Kräfte des Kranken Rechenschaft abzulegen.“ Dabei ist Leyden sehr vorsichtig in seinen Worten.

Die Geduld und Abgeklärtheit des Kaisers sind — wie Leyden sagt — bewundernswert. Kein Augenblick der Verzagtheit. Man ist nie sicher, ob er seine Unruhe verbirgt, oder ob er wirklich keine besitzt. Er ist immer leutselig, scherzt mit seinen Ärzten und zeigt nie seinen wirklichen Seelenzustand.

den 25. April.

Wir sahen die Königin Victoria im offenen Wagen mit der Kaiserin vorüberfahren. Sie grüßte mit mürrischer Miene. Die Kaiserin, die ihr ähnlich sieht, hat dennoch einen sehr gewinnenden Blick und grüßt mit einer gewissen Anmut und Freundlichkeit.

Die Berliner, immer gierig auf solche Schauspiele, kamen in großen Massen die beiden Herrscherinnen zu sehen und zu begrüßen. Doch um sich einen richtigen Begriff über die Volksbegeisterung zu bilden, mußte

Sophie v. Woehrmann Der Hof von Berlin in 1888

man gehört haben, wie ganz anders dem Kronprinzen zugejubelt wurde, der einen Augenblick später vorbeifuhr.

Man muß ihn auch sehen, wenn er morgens von der Truppenschau zurückkehrt, an der Spitze seines Regimentes. Wie er sich dann seitlich aufstellt, um die Abteilungen an sich vorüberziehen zu lassen. Das geschieht an der Ecke der Friedrichstraße. Diese Stelle ist bereits historisch geworden; fast wie das Fenster Kaiser Wilhelm I. Jeden Morgen sieht man die Volksmenge dorthin strömen.

Der Kronprinz hat das ernste Antlitz eines Mannes, der eine Mission zu erfüllen hat. Zu diesem Ausdruck gesellt sich ein durchdringender Blick.

Er verkörpert in sich Kraft, Jugend und Hoffnung. Man jauchzt ihm jeden Tag von neuem zu, als hätte er jedesmal einen Sieg davon getragen. Hüte fliegen in die Luft; auf allen Balkons, an allen Fenstern flattern Tücher. Zurufe erschallen. Blumen werden ihm überreicht. Die Luft erzittert vor Begeisterung.

Das Diner für 60 Personen, das zu Ehren der Königin Victoria an einem Trauertage gegeben wurde, begegnet scharfem Tadel in der Stadt.

Auch die Parade ihr zu Ehren scheint vom militärischen Standpunkte wenig glänzend abgeschnitten zu haben. Menschen und Pferde waren neu und ungenügend eingeübt. Man sagt, es wäre unmöglich, vor dem 1. Mai eine Heerschau zu veranstalten. Bis dahin ist man mit dem Einerezerieren der Rekruten beschäftigt.

Alles in allem: schlechte Parade und schlechtgewählte Zeit.

den 27. April (9. Mai).

Gestern wurden 40 000 sozialistische Flugblätter aufgefunden; davon waren 4000 in Charlottenburg und den Vororten verteilt, in den übrigen Teil beschlagnahmte die Polizei in einer Berliner Druckerei; — obgleich die Aufrufe, augenscheinlich um den Verdacht abzulenken, die Worte „gedruckt in Zürich“ trugen.

Die Polizei benahm sich bei diesem Anlaß bewundernswert. Was mich am meisten in Staunen versetzt, ist das Schweigen, das über den Vorfall bewahrt wird. Niemand spricht davon, sehr wenige wissen darum. Hätte ich den Aufruf nicht in meinen Händen gehabt, ich würde schwerlich daran glauben.

Merkwürdig an dem Aufruf ist, daß Kaiser Wilhelm, hauptsächlich aber Prinz Wilhelm darin übel davonkommen. Dieser wird mit aller Art Schimpfnamen belegt; deren Kern für uns unfasslich ist. Kaiser Friedrich wird darin nicht erwähnt. Schon die Tatsache, daß eine so niederträchtige Veröffentlichung erscheint, beweist eine gewisse Erschlaffung der Geister.

29. April (11. Mai).

Wir haben die Werkstätte des Bildhauers Vegas besucht; es war sehr interessant. Der Künstler ist sehr sympathisch; hat ein schönes Ge-

sicht, ein echtes Künstlerantliß. Wir sahen den Riesenbrunnen, den er für Berlin herstellt. Es wird gewiß eine Zierde der Stadt sein.

Über diesen wahrhaft großartigen Brunnen gab es eine sehr bezeichnende Unterredung mit dem Kronprinzen. Er wünschte, daß der Brunnen in Granit und Erz ausgeführt werde. Umsonst suchte ihn Vegas zu überzeugen, daß es ganz unmöglich sei. Der Kronprinz wollte nicht nachgeben. Er läßt keinen Widerspruch zu. Als Vegas ihm die Unausführbarkeit seines Vorhabens nachzuweisen suchte, rief Kronprinz Wilhelm ungeduldig aus: „Wie trotzig sind diese Künstler!“

Meine Schwester hat die Beobachtung gemacht — die Vegas sehr zutreffend gefunden — daß bei Bismarck die ganze Kraft, der ganze Charakter sich in der Entwicklung der Stirn, des Obertheiles des Gesichtes ausdrücke. Beim Kronprinzen dagegen sieht man den Charakter um den Mund, in den Linien des Kinnes; hier steckt der springende Zug seines Gesichtes, obwohl sein Blick von Kraft durchdrungen ist.

den 6. (18.) Mai, Freitag.

Eine Mittagsmahlzeit bei Leydens mit Mackenzie. Er ist ein großgewachsener, hagerer Mann mit einem Jesuitengesicht. Er sieht abgesspannt aus; unaufgefordert erzählt er vom Kaiser, von dem allgemeinen Unwillen zu ihm (Mackenzie). Man sieht, dieser Gegenstand unterdrückt in ihm alles andere. Er ist taktlos; denn es ist Geschmacklosigkeit und Unerzogenheit, in einem deutschen Hause die Deutschen zu kritisieren. Eine große, nervöse Aufregung durchdringt alle seine Reden. Nach der Mahlzeit hat Mackenzie unausgesetzt mit uns geplaudert. Er sagte, die Deutschen seien die am wenigsten höflichen Menschen in der Welt. Sie hätten am meisten Vorurteile. Deutsche Ärzte seien bei weitem nicht so gut, wie die englischen, von denen sie sich bedeutend hätten überholen lassen. Sie gebrauchten chirurgische Instrumente, welche die Engländer seit 15 Jahren abgetan und durch andere, bessere, ersetzt hatten. Sie wollen nichts von den Ausländern lernen und ließen nur ihre eigenen Einrichtungen gelten. Sie seien zurückgeblieben in allem, was wissenschaftliche Forschungen, Hygiene und Bequemlichkeit betrifft. Haß und Mißtrauen gegen alles, was von anderswo herkommt, verzehre sie.

„Wenn der Kaiser mich nicht unterstützte“, sagte uns der englische Professor: „ich könnte kein Fenster in Charlottenburg öffnen.“

Man wünscht dem Kaiser ein sanftes Ende herbei! Wir fragten Mackenzie, ob es mit ihm noch einige Wochen dauern könnte. „Wochen“, wiederholte er: „wenn nichts besonderes sich ereignet, so wird er noch ein volles Jahr leben. Unter Tausenden wird aber auch mal einer vollständig geheilt.“ Darauf kam er wieder auf die Abneigung der Deutschen gegen alles Fremdländische zurück. — Als Beispiel führte er die russische Oper an; und fügte hinzu: „Wir Engländer lieben die Russen viel mehr als sie. Sie sind überzeugt alles besiegen zu können; auch wenn die Franzosen gegen sie sind. Selbst wenn sie auf beiden Fronten gleich-

Sophie v. Woehrmann Der Hof von Berlin in 1888

zeitig kämpfen müssen. Der Haß gegen alle anderen Nationen blendet sie."

Sonnabend, den 7. (19.) Mai.

Abendgesellschaft bei Schuwaloffs mit russischen Sängern. Die Haltung der deutschen Gesellschaft rechtfertigt die Worte Mackenzies. Die Stimmen der Sänger waren riesengroß; aber der Mangel an Schulung, das Fehlen jeglicher Kräftebeherrschung riefen wenig wohlwollende Bemerkungen hervor. „Da hätten wir ein schönes Mittel den bulgarischen Prinzen los zu werden,“ hörten wir sagen; „es genügt ihm die russischen Sänger hinzuschicken und er nimmt vor ihnen Reifhaus. Denn sie singen nicht, sie brüllen. Es ist ein bedeutender Lärm.“ Manches mag wohl an dieser Bemerkung richtig sein. Wir bedauerten, daß diese Pioniere einer hier wenig bekannten Kunst nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben standen.

Sonntag, den 8. (20.) Mai.

Im Begriff, einen Nachmittagsbesuch bei Frau Leyden abzustatten, sahen wir, wie ein Hofwagen sich dem unsrigen der Auffahrt näherte. Drolliger Weise wandte sich der Kutscher in Hoflivrée uns zu; gleichsam um eine Frage, die wir gar nicht an ihn zu richten beabsichtigten, zu beantworten. Er sagte, er hätte Mackenzie hergeführt. Wir sahen den Engländer wirklich im Empfangszimmer Frau Leyden's sitzen. Nach den ersten üblichen Begrüßungen begann er von neuem vom Kaiser zu sprechen. Mackenzie sagte: „Man beschuldigt mich, daß ich eine Wachspuppe an Kaisers statt der Öffentlichkeit zeige.“

Mackenzie ist offenbar wenig teilnahmsvoll, wenn er von seinem hohen Patienten spricht. Er beklagt sich, man könne den Kaiser nicht zum Essen anhalten. Er nimmt immer nur so viel zu sich, um sein Leben zu erhalten. Kaiser Friedrich hat keine Lieblingsgerichte, durch die man seinen Krankenappetit heben könnte.

den 24. Mai.

Heute ist der Hochzeitstag des Prinzen Heinrich*). Das Wetter war strahlend. Wir sahen alle Prinzen auf dem Gange zur Kirche, den Bräutigam an der Seite seines Bruders. Der Kaiser sah recht elend aus. Es war so schmerzlich ihn ganz verändert und mühsam atmend zu gewahren. Jedermann war tief bewegt. Viele schluchzten vernehmlich — besonders unsere Großfürstin Sergius und die Prinzessin von Meiningen**). Der Kaiser stand aufrecht und gab dem jungen Paare ein Zeichen inmitten der Feierlichkeit niederzuknien. Man erzählte uns, daß niemand sich tiefer Kühlung erwehren konnte, als der Kaiser die Hand segnend über seine Kinder ausbreitete.

*) Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des Kronprinzen, hat 1888 die Prinzessin Irene von Hessen geheiratet.

***) Erbprinzessin von Meiningen, ältere Schwester des Kronprinzen.

den 14. (26.) Mai.

Wir verbrachten den gestrigen Abend beim Kronprinzen. Es war höchst interessant. Man hatte uns zu achteinhalb Uhr geladen. Im Empfangszimmer waren Gräfin Brockdorff, Fräulein von Gersdorf und der diensttuende Adjutant, ein Herr von Pfuel. Einen Augenblick später traten die Kronprinzessin und ihr Gemahl ein. Der Empfang war überaus herzlich und liebenswürdig. In der Art des Kronprinzen liegt etwas so gutes und männlich grades, daß man vom ersten Blick von ihm „gepackt“ wird. Sein ganzes Wesen ist offen, loyal und warm. Er besitzt viel Gemüt, man fühlt sich förmlich zu ihm hingezogen. Jeder Zwang, alle Benommenheit entschwinden auf der Stelle. Sieht Kronprinz Wilhelm jemand mit seinen klaren, tief durchdringenden Augen an, muß man ihm augenblicklich das größte Vertrauen entgegenbringen. Instinktiv fühlt man, daß es unnütz ist ihm etwas zu verhehlen; er durchschaut den Menschen und versteht ihn immer.

Außer uns waren nur noch General v. Werder und ein sehr sympathischer Herr v. Bülow anwesend. Ich saß zwischen dem Kronprinzen und diesem Herrn v. Bülow. Der Kronprinz hat seine Gemahlin aus dem Empfangssaal, da General v. Werder an Rheumatismus litt und nicht lange stehen könne. Wir begaben uns daher in ein Seitengewach, in einen sehr großen, prunkvollen rosafarbenen Saal. Man setzte sich um einen runden Feetisch, auf dem prachtvolle Potsdamer Rosen standen. Die Unterhaltung bewegte sich um Karl Schurz, um Amerika. Schließlich sprach man über die Huldigungen, die dem Kronprinzen jeden Morgen bezengt werden. „Einige Zeitschriften behaupten, ich bezahle das Publikum für diese Artigkeiten“, scherzte der Kronprinz.

„Das muß Eurer Kaiserlichen Hoheit teuer zu stehen kommen,“ erwiderte ich: „denn es gibt außerordentlich viel begeistertes Publikum.“

Hier bemerkte die Kronprinzessin, sie befürchte, das Pferd des Kronprinzen könnte vor der Menge Blumen, die ihm zugeworfen werden, leicht erschrecken. „Hoffentlich ist das Pferd dressiert auf Huldigungen“, sagte ich der hohen Dame.

Der Kronprinz sieht jünger aus, als er ist. Man verspürt ordentlich Lust ihn zum Lachen zu bringen; nur um zu sehen, wie seine Gesichtszüge sich verklären und für einen Augenblick den ernstesten Ausdruck verlieren, den sicher die gegenwärtigen Ereignisse hervorrufen.

Unvermittelt fragte mich der Kronprinz, wo wir den Rest des Sommers verbringen wollten. Ich antwortete: „In Livland, auf unserem Gute.“

„Werden Sie dort viel gequält?“ fragte er mich.

Nach höflichem Gebrauche hätte man vielleicht ja sagen müssen. Ich fürchte durch das Gespräch, das darauf folgte, mich zeitlebens kompromittiert zu haben.

„Nein,“ hatte ich die Kühnheit zu antworten: „man fordert die russische Sprache. Und die Barone machen deswegen einen Höllenlärm.“

Sie betrachten sich als Märtyrer. Doch seit ich in Trentino gewesen und dort die Lage beobachtet, in welche die Schwäche der österreichischen Regierung ihre deutschen Beamten und Offiziere bringt, habe ich die Notwendigkeit einer Russifikation eingesehen. Will man in Arco jemand beleidigen, so hat man nur nötig ihn einen *Tedesco* zu nennen."

Der Kronprinz erfaßte sofort den Staatsgedanken, der gewisse Maßnahmen, ja selbst gewisse Härten verlangt.

Nun befragte mich der Kronprinz über die zur Einführung der russischen Sprache getroffenen Maßnahmen. Nach ruhiger Anhörung meinte er wohlwollend:

"Ah, so liegt die Sache! Wir hatte man alles ganz anders dargestellt. Es ist schwierig auf solche Entfernung die Vorgänge richtig zu beurteilen. — Und wie steht es um die Religion?" Ich erklärte ihm so gut es ging, daß hierin sich nichts geändert habe.

"Und wegen der Heiraten?"

"Es ist ein altes Gesetz," sagte ich: „man hat lediglich den Ausnahmen ein Ende gemacht, die vom gesetzlichen, rechtlichen Standpunkt unangebracht waren und gar keine guten Folgen gezeitigt."

Die Kronprinzessin hörte uns die ganze Zeit aufmerksam zu. Ich hatte dabei eine fast unangenehme Empfindung. Zunächst ist es schon an sich schwer sich einer Sprache zu bedienen, die man nicht völlig beherrscht; am meisten aber, wenn ein Dritter dem Gespräche zuhört; — die Unterredung wurde in deutscher Sprache geführt. Dann aber weil der Kronprinz ernst, aber wohlwollend, die Kronprinzessin dagegen ganz Leidenschaft war. Nichts verhindert indes das richtige Urteil so sehr, wie die Leidenschaft. Die Kronprinzessin urteilte nicht wie der Kronprinz mit seinem staatsmännischen Sinn streng sachlich; vielmehr mit ihrem Herzen, ihrem vollen lutherischen Empfinden.

Die Kronprinzessin sprach von religiösen Verfolgungen. „Wie kommt es," sagte sie, „eine Dame, die ich gut kenne, erzählte mir persönlich, man hätte sie gezwungen, ihr Kind in griechischer Religion zu taufen; trotzdem sie sich vor der Veröffentlichung der neuen Gesetzesbestimmungen vermählt hatte. Folglich hatte sie das Recht das Kind in ihrem Glauben zu taufen." Die Prinzessin sprach lebhaft. „Sie verzeihen, Kaiserliche Hoheit," erwiderte ich: „die betreffende Dame hat sich nicht der Wahrheit befleißigt; kein Gesetz hat bei uns rückwirkende Kraft. Vor der Veröffentlichung dieses Gesetzes, das ich bedauere, da es so viel Ärgernis entfacht — dessen Notwendigkeit jedoch anerkannt werden muß — war es erlaubt Kinder aus Mischehen lutherisch zu erziehen."

"Ist es möglich? Die Dame hat mir den Fall jedoch ganz anders dargestellt."

"Kaiserliche Hoheit! Es gibt keine Rolle, die anziehender und reizvoller wäre, als die des Märtyrers."

"Jawohl," sagte Werder — denn das Gespräch, das der Kronprinz mit mir angefangen, war allgemein geworden —: „doch wo der

Deutschenhaß anfängt, da hört die Gemütlichkeit auf." Und nun stellt sich dieser Werder, den man in Petersburg verhättselt, umschmeichelt, ja vergöttert, auch noch gegen mich! Wie vieles hätte ich dagegen sagen müssen und können! Jetzt erst kommt mir das alles in den Sinn. Damals war ich durch die Schwierigkeit, mich in einer so wenig vertrauten Sprache verteidigen zu müssen, völlig wie gelähmt.

Mit viel Taktgefühl versuchte der Kronprinz das Gespräch in das Scherzhafte zu ziehen. Werder zog gegen den Minister Tolstoy, ebenso gegen den Oberprokureur Pobjedonoszeff und Senator Mannassein als Deutschenfresser los.

„Ich bin bereit," rief ich, „Ihnen entgegenzukommen; aber um Gottes willen sagen Sie nicht, daß wir die Religion bedrücken!"

Die Gräfin Brockdorff geriet ganz außer sich. „Mir wird ganz schwül zumute," meinte sie: „Ich stamme von einer Hugenottenfamilie ab und kann deshalb am besten nachfühlen, was unsere armen Glaubensgenossen zu leiden haben. Es sind die Hugenotten des Nordens. Gottlob! Wir leben nicht mehr in dem Zeitalter der St. Bartholomäusnacht."

Ganz zerknirscht kehrte ich heim. Zu den Wunden, die meinem Nationalgefühl geschlagen wurden, gesellte sich noch die Gewißheit nicht verstanden zu sein und in den Augen der Kronprinzessin, die — von Grund aus ehrlich und unbeugsam — keine Halbheiten versteht, als Wetterfahne zu gelten. Sie selbst schien von allen germanischen Vorurteilen wie von einem engen Netz umklammert zu sein; in das sie die Gräfin Brockdorff, Hofprediger Stöcker, die evangelischen Missionen u. a. m. hineindrängen. Ihr Einfluß auf den Kronprinzen wird der eines Wassertropfens sein, der beharrlich immer wieder auf die gleiche Stelle fällt. Und schließlich auch den Stein durchbohrt.

Primkenau*).

Wir verbrachten fünf Tage in Primkenau; es war einfach herrlich. Die Gegend ist schön, der Herzog liebenswürdig. Es gab entzückende Spaziergänge und höchst interessante Unterhaltungen über die Geschichte von Schleswig-Holstein; die Vermählung der Prinzessin Viktoria und der Prinzessin Kalma, über Familienbeziehungen und Schloßgespenster. Außer Fräulein Cerrini und den benachbarten Gutsherrschaften machten wir noch die Bekanntschaft eines Herrn von Marschall: Leibgardist, kriegerisch und russenfeindlich.

Das Schloß ist malerisch, doch nicht groß; wir wohnten in einem Anbau, der für Gäste bestimmt war. Die Mittagessahlzeit wurde in Primkenau früh eingenommen; trotzdem mußte man in großer Toilette erscheinen. Vier Umkleidungen am Tage waren unvermeidlich. Die

*) Das Schloß des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Bruder der Kronprinzessin.

Sophie v. Woehrmann Der Hof von Berlin in 1888

Mahlzeiten verliefen ziemlich steif. Eines Morgens besuchten wir die kleine Kirche von Primkenau, in der die Prinzessinnen zu großer Frömmigkeit erzogen wurden. So sehr, daß Prinzessin Kalma die Vermählung mit einem ihr sonst sehr genehmen Prinzen ablehnte; um nur nicht etwa Gefahr zu laufen, nicht rein protestantische Kinder ins Leben zu setzen. Als die Prinzessinnen zum erstenmal nach Frankreich gingen, nahm ihnen ihr Vormund, Prinz Christian von Schleswig-Holstein, das Versprechen ab, nie — auch nicht für einen Augenblick — eine katholische Kirche zu betreten. Ich erinnere mich sehr gut, wie Prinzessin Luise während eines Abstechers in der Umgegend von Pau sich ausschloß und draußen auf uns wartete, als wir eine Kirche besuchten. Sie war um keinen Preis zum Eintreten zu bewegen. „Wenn Sie keine Kirchen in Italien besuchen,“ sagten wir ihr, „so berauben Sie sich des Vergnügens die schönsten Kunstdenkmäler zu sehen; die Statuen von Michel-Angelo, wie die hervorragendsten Gemälde.“ Die Prinzessin blieb unbefugsam: ihr Onkel hätte es ihr verboten.

Die Großmutter des Herzogs Ernst Günther war nicht von königlichem Blute. Sie ist eine Gräfin Daneskjold. Daher stammt die Verwandtschaft mit dem Grafen Stolck Winterfeld, den wir in Pau kennen lernten.

Juni 1888, Marienbad.

Kaiser Friedrich ist tot. Wir haben durch die Gräfin Broockdorff telegraphisch kondoliert und ein höchst liebenswürdiges Antworttelegramm bekommen. Wir konnten uns nicht mehr entschließen, uns unmittelbar an den jungen Kaiser zu wenden; wie wir es noch vor einem Jahre getan. Damals hatte ich ihm am 22. März, dem Geburtstag des alten Kaisers, seines Großvaters, ein Telegramm geschickt.

„Wir bitten Eure Königliche Hoheit die aufrichtigsten Glückwünsche der in Arco weilenden Russen zu genehmigen und sie Seiner Majestät dem Kaiser zu Füßen zu legen.“

Ich erhielt darauf zur Antwort:

„Im Auftrage meines Großvaters danke ich Ihnen aufrichtig für die guten Wünsche, die Sie namens Ihrer Landsleute ausgesprochen, und bitte Sie ihnen seinen Dank zu übergeben. Er fühlt sich wohl. Tausend Grüße von mir.“

Wilhelm
Prinz von Preußen.“

Wir verschlingen die Zeitungen. Der Aufruf ist prachtvoll, die Rede ebenfalls: Gott helfe dem jungen Kaiser und bewahre uns vor einem Kriege. —

Oskar von Schütte:

Richtet nicht

Eine Erzählung aus den Bergen.

(Fortsetzung.)

Er holte sich das Licht aus seiner Kammer und öffnete die Tür zu der Stube des Vaters. Als er die Lampe auf den Tisch gestellt hatte, mußte er doch wieder in ehrlicher Anerkennung der Mutter gedenken. Die Stube war gepflegt und heimelig erwärmt. Sie hielt das Andenken des Vaters in allen Ehren. Christian leuchtete die Wände lang vor all den eingeordneten Büchern. Er hatte den Vater stets als einen Wundern genommen. In seinen Knabengedanken wußte er nie etwas anzufangen mit ihm; auch war er darum nie eine gewisse Scheu losgeworden vor ihm, der nicht unter den Knechten befehligte. Dann und wann hatte der Vater ihn unters Kinn gefaßt, mit einer feinen, weichen Hand den Kopf hochgehoben und ihm tief in die Augen geschaut und gelächelt. Ob er ihm mit dieser stummen Zwiesprache gar mancherlei vertrauen wollte. Später war nichts mehr, was ihn zum Vater drängte, und auch der Vater hastete eher verlegen an ihm, dem hochaufgeschossenen Burschen, der tüchtig schaffen konnte, vorbei.

Jetzt fand er wie durch zarte Fäden eine ganz sichere Beziehung zwischen sich und dem Vater geknüpft. Er holte sich wieder den Brief des alten Gruber aus der Brusttasche hervor. Auch darin stand etwas von dem Gemeinsamen zwischen ihm und dem Vater. Ein Vergessen war es demnach, das der Vater in diesen Büchern gesucht hatte. Ratlos stand Christian vor den Borden. Wer würde ihm die Stellen weisen, welche ein Trost werden konnten vor dem Leben. Christian setzte sich auf die leere Bettstatt. Eine gewaltige Sehnsucht nach dem Vater überkam ihn.

Unten schlug die Dumiswalder Uhr in hartem Aufklopfen „zehn“. Die Mutter machte, ehe sie zu Bett ging, nochmals die Runde im Hause. Hier sollte sie ihn nicht treffen. Mit der freien Art hatte es

keinen Zweck, wo man die Wünsche in der Knospe brach, ohne ihnen die Reife zu gönnen. Es war schon besser in der Wärme der Brust verschlossen zur Blüte bringen, was die eigene Freude werden konnte.

Wenn Christian gewußt hätte, daß dies der Anfang gewesen ist von des Vaters vereinsamtem Leben. Hier in der stillen Stube waren ihm gar manche Wünsche ausgereift, abgefallen, weß geworden, um immer neuen, die aus der Erkenntnis des Lebens auftauchten, Platz zu machen.

4.

Der Morgenzug, den die Geschwister nahmen, war kalt und unbefest. Die Landschaft war nicht zu erspähen. Sie lag hinter den trüb angelaufenen Fensterscheiben und war mit einem dichten Wintermantel verhängt.

An der Bergstation nahmen sie einen Schlitten. Sie wollten bis zur Kreuzung fahren. Es ging noch lange in den Nebel hinein. Erst allmählich, wie der Schlitten sie in kurzen Kehren aufwärts zog, stieg es sonnenhell von oben herunter und drückte die schweren Wolken aufs Tal nieder. Himmelblau wölbte sich der Tag über ihnen. Pinni war es, als wäre sie schwebend hier hochgekommen, denn unter ihren Füßen floss es in weichen Wolken über das Land. An der Kreuzung waren die Felder wie aus lauter Edelsteinen gefügt, so sprangen die Frühlichter auf dem festen, reinen Schnee. In der Mulde lag tief eingebettet das Selhofer Anwesen als wie ein Kindlein, das wärmesuchend die Nase unter das Deckbett steckt. Über der Mulde schwebte wie früher das lustige Ringelwölkchen hoch. Siedendheiß überlief es Christian. Das Anni war am Ende dennoch heimgekommen, das Fest mit dem Vater zu feiern. Immerzu sah er nach der feinen, wirbelnden Rauchsäule, wie nach einer frohen Verkündigung.

„Wir wollen, ehe wir höher steigen, hier vorerst den Selhofer grüßen“, sagte Christian. Seine Kinnbacken zitterten dabei, daß Pinni besorgt den Bruder ansah und ihn frug, ob er friere.

„Es ist nicht gerade Sommerszeit“, antwortete er verlegen. Er ging voraus und um das Haus herum. Vor dem Stall hantierte eine alte Magd, welche er nie vorher gesehen hatte. „Ist der Selhofer daheim?“ frug er.

Die Alte lachte blöde, tat aber keinen Bescheid. Christian schrie ihr seine Frage nochmals hinter das wollene Kopftuch.

„Den Selhofer meinet Ihr? Nein, der ist nicht hier. Der ist unten im Dorf im Futterlädeli, wenn er nicht grad beim Dchsen sitzt.“

„Ja, wer ist denn im Hause?“

„Das ist jetzt der Grundenbacher und ich bin die Base von der Frau ihrer Verwandtschaft.“

Christian hatte Mühe zu atmen.

Der alte Gruber hatte ihm mit Absicht verschwiegen, daß aus dem Haus in der Mulde alles heraus ist, was noch des Anni war. Die Alte sah den wie betäubt dastehenden Christian neugierig an. Das brachte ihn zu sich. Das Linni wartete am Wegrain und konnte sich nicht genug wundern über die Winterpracht, die hier oben noch anders funkelte, als auf dem Holunderberg. Noch niemals war dem Christian der Aufstieg durch den Wald so beschwerlich geworden, trotzdem es allerhand Spuk gab mit Ausgleiten und Zurückrutschen. Kerzengrade ging es hoch zwischen den beschneiten Tannen, die allesamt aussahen, wie eine Versammlung von Königen, so erhaben und stolz im Hermelin.

Die alten Grubers freuten sich gar der Überraschung, welche ihnen der zweite Festtag mit dem Christian und der Linni ihrem Besuch brachte. Das Muetti hatte fast Tränen in den kleinen Augen, die von der langen Schneezeit geblendet, sich Winters über kaum öffneten. Sie half dem Linni schnell aus dem Wollenzug und nötigte sie an den Ofen, wo sich auch immer das Anni nach dem Aufstieg angewärmt hatte.

„Ja das Anni,“ fiel der alte Gruber prompt ein, „das hat nun weit fortgemacht.“

Christian trugen die Beine nimmer. Er setzte sich neben die Schwester und hielt die Hände fest ineinandergepreßt.

Das Linni erzählte, wie der Christian weit mehr gefroren habe unterwegs als sie selbst.

„Da wollen wir gleich helfen“, rief das Muetti schon aus der Küche heraus. Linni war auch gleich mit bei der Hand, ihr behilflich zu sein, einen Kaffee zu kochen.

Christian blieb allein mit dem alten Gruber.

„Die Zeiten ändern sich,“ seufzte der Alte ein wenig. „Die Hauptsache aber im Leben ist, daß man sich in jede Zeit richtig zu schicken weiß.“

„Ihr meint mich, Vater Gruber. Seht Euch aber einen jungen Baum an, der im Frühling sein erstes Blühen trägt. Laßt den nun Hagelkörner auf den Kopf kriegen oder einen unzeitigen Frost.“

„Ja, so ein Baum,“ erwiderte der Gruber bedächtig, „der besinnt sich auch wieder. In dem Jahr, wo es ihn trifft, da mag es mit den Früchten vorbei sein. Aber das Geäst hebt er doch wieder in die Sonne. So ein Baum hat eben noch Mark in den Knochen, und hat ein junger Baum keines mehr, dann muß ihn der nächstbeste Sturm doch holen.“

Christian sprang auf von der warmen Ofenbank. „Gut. Warum aber habt Ihr mir nicht gleich alles auf einmal geschrieben, daß der Selhofer auch das Anwesen verkauft hat.“

Der alte Gruber holte sich seine Pfeife und setzte sich an das kleine Fenster ins dämmernde Licht. „Das Geflenne, welches du vollführst, ist nicht mannswürdig. Und die Vorwürfe, welche du an mich schleuderst, haben wenig Sinn. Wenn man ein Jüngferlein aus mutigem Herzen liebt, dann sendet man einen Schreibebrief und helfe ihr mit tröstenden Worten zu warten. Du hast die Selhoferin allem Zweifel gelassen und allen Zuträgereien. Dafür konnte es nicht gerade eine Extra-Belohnung geben für dich. Wie wir es uns einbrocken, so müssen wir es auslöffeln und nicht allemal die Suppe dem Nachbarn zuschieben.“ Der alte Gruber spuckte aus.

„Ich kann Euch eben nicht verstehen, was Ihr mit alledem wollt“, sagte Christian erschrocken.

„Hier herum hieß es, daß du die Rose von Tannen heiraten mußt, laut Testament deines Vaters. Du hast auch mir vom Gegenteil nichts mitgeteilt. Der Selhofer konnte das Anwesen leidlich verkaufen und ich habe dem zugesprochen. Dem Anni war die Gegend verleidet und da zog es fort. Gleich ordentlich weit weg, damit es nicht auch noch von den Anstalten zu deiner Hochzeit immer zu hören bekommt.“

„Und all das unsinnige Zeug habt Ihr auch geglaubt? Des Anni nunmehrigen Aufenthalt werdet Ihr mich aber wissen lassen.“

„Würde ich gern, wenn er mir bekannt wäre. Der Selhofer sagte, daß es sich vorläufig ans Postamt Genf berichten lasse.“

„Und wann, sagtet Ihr, sei das Anni verzogen?“

„Es sind gut zwei Monate her.“

„Und Ihr wißt seither nichts von ihr und sie weiß nichts von Euch.“ Christian sprach heiser vor Erregung.

„Wir haben auf Güttdünken ein gleiches Paket nach Genf geschickt zum Fest, genau wie an dich. Bis heute ist uns nichts retour gekommen. Also wird das Anni meinen tröstlichen Brief wohl gelesen haben.“

Christian trocknete sich die Stirne. Ein richtiges Fieber hatte ihn gepackt. „Und Ihr meint also, daß ich mich einfach verkaufen lassen werde, wie das Vieh auf dem Markt. In des Vaters Testament steht so was nie und nimmer, das weiß ich. Und wenn es auch darin wäre, dann heißt es eben auf den Hof verzichten. Das würde ich auch tun, so wahr —“

Der alte Gruber legte ihm die Hand auf den Arm, der sich zum Schwur erhoben hatte. „Nicht schwören, Christian“, sagte er ruhig. „Das Leben ist nicht so einfach, daß man mit einem Schwur hindurch könnte. Ihn aber nicht halten, das verkleinert uns vor uns selbst. Denn was heute Liebe ist, kann morgen ein Haß sein. Was nützt dann so ein Schwur. Auch hast du niemals das Recht so allein über dich zu bestimmen. Dich hat die Geburt auf einen Platz gestellt, der dir eingewachsen ist, wie dein rechter Arm. Du bist der Herr und das einzige männliche Haupt einer unserer stolzesten Höfe. In dir ehrt sich der Bauer. Das darf nicht leichtsinnig um eine Herzensgeschichte an den Nagel gehängt werden. Das bist nicht mehr du, das ist ein Stand. Der Holunderberg war für den Bauern stets wie eine Zwingburg. Wir sind stolz darauf, daß die Tannen Bauern geblieben sind. Dieser Pflicht eingedenk mußt du handeln. Was dein eigenes Leben anbelangt, das wirst du in Zukunft vielleicht mit dir allein auszumachen haben, wie dein Vater seliger auch. Auf dem Hof mußt du hingegen bleiben und das Schicksal nicht versuchen.“ Der Gruber hatte noch immer die Hand auf des Christian Arm liegen. Er fühlte sie schwer, diese Bauernhand, so schwer wie den Stand, dem er angehörte. Christian senkte das Haupt. Die Mundwinkel hingen ihm schlaff, der Nacken beugte sich, ja wie die Äste der jüngsten Tanne unter dem ersten Hagelschauer.

In der Küche war unterdessen der Kaffee gekocht und der Tisch gedeckt worden. Stillschweigend setzten sich die vier drum herum. Der warme traute Trank verfehlte seine belebende Wirkung nicht. Dem Linni schmeckte es besonders herrlich. Der alte Gruber neckte sie mit allerhand. Das Muetti saß neben dem Christian und nahm seine immer noch kalte Hand zwischen ihre harten verhäutelten Arbeitshände. Da war etwas in diesen Händen, das ihm wärmend und tröstend bis zum Herzen strömte. Am liebsten würde er auch seinen Kopf in ihre Hände gelegt haben, um sich darin recht ausgiebig auszuweinen.

Linni setzte sich drinnen in der Stube an das alte Klavier. Sie machte es gar artig, wie sie zu einer einfachen Begleitung ihre Schweizer-

liedchen sang. Es dauerte nicht lange, da stimmte der alte Gruber jeden Refrain fröhlichst mit.

Dem Muetti wurde es auch heimelig. Die Hand des Christian in den ihren, summt sie mit der dünnen, vergehenden Stimme alle die Melodien, die ihr mancherlei Glückliches in die Erinnerung brachten. Und einer saß neben ihr, der ein Herzeleid hatte, davon man in spätern Jahren gar nichts mehr wußte. Ein Herzeleid und wenig Geduld es zu tragen oder die Zeit abzuwarten, wo das sich wie von selbst glättete.

Sie fing an dem Christian aus dem eigenen Leben zu erzählen. Schwer hatten sie es. In die Fremde mußten sie beide und arg schaffen. Sie sahen kein Ende des langen Brautstandes, und wenn nicht eine unerwartete Erbschaft gekommen wäre, die es ihnen ermöglicht hätte, den Breitenast pachtweise zu übernehmen, würden sie wohl niemals aneinander gekommen sein. „Das Herz ist ein sonderbares Ding,“ seufzte das Muetti, „das eben nur in der Freude stark wird und schwellend. Im Leid wird es oft hart, als ob eine feste Schale darumwüchse. Und manchmal hat man noch Mühe zu wissen, daß unter der Schale es winzig leise und gut schlägt. Das ist beim Menschen, wie bei den Früchten. Bei mir, Christian, da war es noch gar zart geblieben das Herz. Beim Franz, nun da hatte ich manchmal schon ein wenig Mühe durchzukommen bis zu dem Kern. Denn mit der Heirat war noch lange das eigentliche Glück nicht ins Haus gezogen. Arbeiten, Tag und Nacht mit vielerlei Enttäuschungen, Bitternissen und Krankheiten, die über uns kamen und drei lebensvolle Kinderlein wegholten. Das will überstanden sein und dabei mußte man das Herz behüten vor der harten Kruste. So das Glück, das man hatte, spürt man erst, wenn man Gott ergeben gelandet ist im Hafen des Alters. Ruhe ist das Glück. Und die muß man sich erleben, Christian.“ Sie hatte leise gesprochen. Sie hielt oft inne, um ein Liedchen, welches das Linni im Zimmer daneben anstimmte, mitzummen oder um ein paar Tränlein hinunter zu schlucken. Mit alledem hatte sie es doch bewirkt, daß es gleichmäßig wurde in dem innerlichen Aufruhr des Christian. Der gütige, mütterliche Zuspruch, das war es auch, was er am meisten entbehren mußte auf dem Hofe.

„Die Mutter daheim versucht es niemals uns mit guten Worten beizukommen, wie Ihr es tut,“ sagte Christian traurig, „dennoch wäre dies ebenso wichtig als die Hofgeschäfte.“

Fortsetzung folgt.

R u n d s c h a u

Sozialpolitische Rundschau.

Von Senatpräsidenten Dr. Flügge.

In wenigen Wochen, am 1. April 1912, tritt das „Zweckverbandsgesetz für Groß-Berlin“ vom 19. Juli 1911 in Kraft, und von diesem Tage an wird für die Städte Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf, Wilmersdorf, Lichtenberg und Spandau sowie für die Landkreise Teltow und Niederbarnim eine neue kommunale Korporation bestehen, deren Aufgabe es ist, innerhalb des Verbandsgebietes das Verhältnis der Bahnen aller Art mit Ausnahme der Staatseisenbahnen zu regeln, bei der Feststellung der Fluchtlinien und Bebauungspläne sowie bei dem Erlaß von Baupolizeiordnungen mitzuwirken und schließlich Wälder, Parke, Wiesen, Seen, Schmuck-, Spiel- und Sportplätze und ähnliche „Freiflächen“ zu erwerben und zu erhalten. Wie man sieht, alles Aufgaben vorwiegend sozialer Natur, denn von ihrer sachgemäßen Erfüllung hängt es ab, ob es gelingen wird, die weniger bemittelten Teile der Bevölkerung Groß-Berlins in gesunden Wohnungen unterzubringen, ihnen auch außerhalb der Wohnungen Licht und Luft zu verschaffen und sie schnell und billig

aus den Arbeitszentren in die Wohnviertel und aus beiden in die freie Natur zu bringen.

Daß es in diesen Stücken oft übel steht, nicht nur in Berlin und seinen Vororten, sondern auch in manchen anderen deutschen Großstädten, ist nicht zu bezweifeln. Schriften wie das Buch des Vielefelder Oberinspektors Lieber „Gänge durch Jammer und Not“ oder die von dem Geschäftsführer der Ortskrankenkasse der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker zu Berlin Cohn herausgegebenen Berichte über die Wohnungsverhältnisse der Kranken dieser Kasse haben sich in tatsächlicher Beziehung als absolut unanfechtbar erwiesen und haben wahrhaft ergreifende Bilder der Wohnungsnot enthüllt. Gelehrte wie der viel zu früh aus dem Leben geschiedene Paul Voigt, wie die Professoren v. Mangoldt und Eberstadt haben immer neues Material für die Reformbedürftigkeit unserer Großstadt-Wohnungsverhältnisse zusammengetragen, und mag auch über die Art, wie sie die Reform durchführen wollen, die Diskussion noch offen sein – daß Mißstände bestehen, die eine Reform dringend nötig machen, scheinen sie mir über jeden Zweifel hinaus erwiesen zu haben. Und so ist auch der Grundton bei den Ver-

Rundschau

handlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses im Jahre 1900 und denen des Vereins für Sozialpolitik im Jahre 1901 gewesen, es steht fest in der Meinung aller sachverständigen Kreise, daß in dem Wohnungswesen unserer Großstädte vielfache Mißstände vorhanden sind.

Es wäre wohl ungerecht, wenn man die Schuld an diesen Mißständen allein denjenigen Behörden aufbürden wollte, die zur Wohnungspflege an erster Stelle berufen gewesen sind, den städtischen Verwaltungen. Es kann gar nicht verkannt werden, daß die Zusammenballung der Massen in den deutschen Großstädten die Stadtverwaltungen mit rapider Schnelligkeit eine nach der anderen vor Probleme gestellt hat, die früher nicht vorhanden waren, und denen man zunächst ohne Erfahrung gegenüber stand. Man bedenke, daß Deutschland im Jahre 1850 erst 5, 1870 erst 8 Städte über 100 000 Einwohner hatte, 1890 dagegen schon 26, 1900 33, 1905 41 und 1910 47. Fast der ganze Bevölkerungszuwachs hat sich massiert in den mittleren Städten und vornehmlich in den Großstädten. Daß einer solchen Bevölkerungsvermehrung nicht alle Kommunalverwaltungen gewachsen waren, ist begreiflich. Zunächst galt es angesichts der anschwellenden Massen die öffentliche Gesundheitspflege zu organisieren, Wasserleitung und Kanalisation zu schaffen, Dinge, die uns heute selbstverständlich sind, deren Schöpfung aber Mühe genug machte, und um zu beweisen, daß diese Aufgabe von den Städten erfolgreich gelöst wurde, braucht man nur an Namen wie v. Winter (Danzig), Lent (Cöln), Warrentropp (Frank-

furt a. M.), v. Erhardt (München) zu erinnern. Freilich mag über solche Aufgaben mancher Bürgermeister und Stadtbaurat die Wohnungspflege vergessen haben, das soziale Empfinden und Wissen war ja vor 30, vor 20 Jahren lange noch nicht so entwickelt wie heute, das wirtschaftliche Moment herrschte vor, und daß unter seiner Vorherrschaft hier und da auch einmal ein Stadtparlament eine Verbesserung unterlassen hat, die den Hauseigentümern Opfer auferlegt hätte — wer wollte das für unmöglich halten? Dazu ein Schuldrecht, wie es sich Bauspekulanten und Schieber nicht bequemer wünschen konnten, und das erst durch das Gesetz über die Sicherung der Bauforderungen vom 1. Juni 1909 verbessert wurde, und schließlich für Berlin in allen Vierteln die prozige Vorliebe für unmäßig breite Straßen, deren Raumverschwendung zu viel zu tiefen Baublock nötig, so daß sich an das Vorderhaus notwendiger Weise ein, zwei oder noch mehr Höfe mit Wohnungen ohne Licht und Luft anschließen müssen.

Es wird eine Herkulesarbeit sein, dieses Konglomerat von verfehlten Bebauungsplänen, Hypothekenverschuldung, widerstreitenden Interessen der Metropole, der Lösserstädte, der Straßenbahn- und Terraingesellschaften und von Wohnungsnot so zu entwirren, daß Zustände entstehen, die den Sozialpolitiker befriedigen. Und die Kommunalverwaltungen für sich oder auch im Bunde mit dem neuen Zweckverbände sind allein gar nicht imstande die Wohnungsverhältnisse gründlich zu ändern. Ich will ganz davon absehen, daß bei dem

sogenannten „Wald- und Wiesengürtel“ für Groß-Berlin der Landwirtschafts- und der Finanzminister das entscheidende Wort haben, und daß hinter beiden der Berlin nicht immer gewogene Landtag steht — auch der Bebauungsplan der einzelnen Städte selbst hängt in entscheidender Weise von einer staatlichen Verwaltung ab, deren Interessen und deren Pflichten letzten Endes von ganz anderen Gesichtspunkten als denen der Wohnungspflege beherrscht werden: in einem ungewöhnlich interessanten Vortrage, den der Professor an der technischen Hochschule zu Hannover Dr. Blum kürzlich in der Ortsgruppe Berlin der Gesellschaft für Soziale Reform gehalten hat, und der demnächst in den Schriften dieser Ortsgruppe zum Druck gelangen wird, ist überzeugend dargelegt, daß alle Stadtentwicklung und damit alle Wohnungsreform von der Tracierung der die Städte durchschneidenden Fernbahnen abhängt, deren massiger und starrer Körper mit seinen Personen- und noch vielmehr mit seinen Güter- und Verschiebebahnhöfen ganze Stadtteile von der Entwicklung ausschließen oder auch sie in den Strudel eines ihnen vielleicht nicht einmal erwünschten Verkehrs hineinziehen kann, wie es die Umstände im einzelnen Falle gerade mit sich bringen. Und daß die Sorgen der Wohnungspflege bei der Legung oder gar bei der Verlegung einer Fernbahnlinie das entscheidende Wort nicht haben und garnicht haben können, das braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden.

Es sind dornige Aufgaben, vor denen der Zweckverband Groß-Ber-

lin steht, und mit größter Spannung wird man allem folgen, was er zu ihrer Lösung tun wird.

Koloniale Rundschau.

Von Otto Föhlinger.

Kolonial-Sozialismus.

Auf neutralem Boden fand kürzlich in Berlin eine koloniale Redeschlacht statt, an der mancher alte Afrikaner, der sich jahrelang vergeblich bemüht hat, den kolonialen Gedanken populär zu machen, seine Freude gehabt haben würde. Der Verein „Frauenwohl“ hatte zu der Redeschlacht Veranlassung gegeben, indem er den Sozialisten Maurenbrecher einen Vortrag über „die sittlichen Grundlagen der Kolonialpolitik“ halten ließ. Ein Thema, für das nicht nur Frauen, sondern eigentlich jeder Politiker ein Interesse haben muß. Der Abend war in zweifacher Hinsicht genussreich: sowohl der Redner selbst als auch die Diskussion waren etwas Außergewöhnliches. Maurenbrecher hat sich längst außerhalb seines eigentlichen Wirkungskreises und außerhalb der Sozialdemokratie einen Namen verschafft und seine „Hohenzollernlegende“ ist in weitesten Kreisen bekannt. Ebenso bekannt ist, daß er sich keiner großen Beliebtheit in der Sozialdemokratie selbst erfreut, bei der er, wie man dort sagt, nur eine „Gastrolle“ gibt. Er wird schon längst auf eine Stufe gestellt mit Georg Bernhard und Richard Calwer, also Leuten, die keine Ge-

Hildebrandt, der bereits auf der Proskriptionsliste steht, engliert. Wer noch daran gezweifelt hatte, dem wurden die Augen darüber geöffnet, als Maurenbrecher, der mehr ist als ein Revisionist, sein koloniales Glaubensbekenntnis entwickelte. Es deckt sich im großen und ganzen mit Hildebrandt und „bricht“ völlig die „Mauer“, die die Sozialdemokratie bisher von der Kolonialpolitik trennt. Schon Hildebrandt hatte vor einiger Zeit den Satz aufgestellt: „Europa könnte seine Bevölkerung nur auf einer viel tieferen Kulturstufe ernähren, wenn es nicht seit Jahrhunderten Kolonialpolitik betrieben hätte, und daher muß Deutschland positive Kolonialpolitik treiben.“ Maurenbrecher geht sogar noch weiter: der frühere Theologe leitet aus Gründen der Ethik die Pflicht (nicht nur das Recht) her, für die Kulturstaaten Kolonialpolitik zu treiben, und für ihn ist es ein Grundprinzip des Sozialismus, ja sogar eine erste sozialistische Aufgabe positiv zu kolonisieren. Denn — so sagt er — Sozialismus heißt die Vorsorge den kommenden Geschlechtern wirtschaftliche Güter zu möglichst niedrigen Preisen und in möglichst großen Mengen im voraus zu sichern. Das heißt also der Erde abzurufen, was auch nur, und sei es in den entferntesten Tropen, abgerufen werden kann. Ist solches — so fragt er dann weiter — aber ohne Kolonialpolitik möglich? Nein. Folgt, daß gerade der Sozialismus das größte Interesse an den Kolonien hat, sie zu fördern gezwungen ist.

Dieser zwar logisch aufgebauten, aber mit der Ansicht aller Sozialdemokraten in völligem Widerspruch stehenden Feststellung folgte dann eine andere, die genau so neu wie interessant war: im Gegensatz zum Mutterlande ist in den Kolonien die deutsche Regierung — unsere Alldeutschen werden zittern, wenn sie es hören — sozialistisch! Was sagen da General von Liebert und Konsorten? Ein sozialistisches Regiment und dazu noch in deutscher Uniform! Unmöglich, werden viele denken, Maurenbrecher hat trotzdem auch hier nicht ganz unrecht. Gerade die Regierung ist in den Kolonien der Schutz der Eingeborenen, sie behütet sie, so weit möglich, vor Ausbeutung und Mißhandlung, unterbindet den Raubbau, unterhält Eingeborenenkommissare und Reservate, kurz sie tut alles, was im Sinne der Sozialisten als „sozialistisch“ zu bezeichnen ist! Wir nannten's bisher nationale Aufgabe. — Schade daß die hohe Auffassung von der Kolonialpolitik als sittliche Forderung und Aufgabe bisher nur von zwei Männern in der sozialdemokratischen Partei getragen wird. Wäre sie, wie in England, Allgemeingut der Partei, die Stosskraft der Gegner würde gewaltig abgeschwächt werden können. Aber es gibt immer noch zu viel Genossen, die, wenn sie das Wort Kolonien hören, sofort an — Nilpferdpeitsche denken.

Naturgemäß fehlte es auch in der Diskussion, die sich an Maurenbrechers Worte angeschlossen, an solchen „Scheuklappensozialisten“ nicht und die Diskussion bot im

allgemeinen das Bild, das man in Berliner politischen Versammlungen gewöhnt ist: unreifes Geschwätz oder unangebrachte Moralprediger, die man nicht ernst nimmt. Aber mit zwei Ausnahmen konnte der Verein „Frauenwohl“ aufwarten: Else Lüders und Kapitänleutnant Paasche, zwei entgegengesetzte Charaktere, aber beide höchst bemerkenswert. Else Lüders hat sich schon längst durch ihre sozialpolitische Tätigkeit einen Namen gemacht und Paasche jr. ist als Vorkämpfer gegen den Alkoholmißbrauch in den Tropen in Kolonialkreisen recht geschätzt. Fräulein Lüders vertrat den sehr vernünftigen Gedanken, daß Kolonialpolitik nicht mehr der Zummelplatz der Alldeutschen sein darf, sondern daß auch der Liberalismus hier wichtige Aufgaben zu lösen hat, ein Gedanke, der die Anerkennung aller Kolonialfreunde finden wird. Nicht nur liberale Männer, sondern auch liberale Frauen sollen sich mehr und mehr mit den kolonialen Fragen vertraut machen, nur dann wird unsere Kolonialpolitik wirklich populär werden. Vielleicht setzt Else Lüders den Gedanken in die Praxis um und fördert ihm in den ihr nahestehenden sozial tätigen Kreisen der liberalen Frauen neue Anhänger zu.

Besonders interessant waren aber die Worte des jungen Paasche, von dem man als Sohn des Geheimrates Paasche eine „warme Lanze“ für unsere bisherige Kolonialpolitik erwartete. Aber nichts von alledem. Paasche jr. gebärdete sich noch sozialistischer als alle Vorredner. Er ließ den

„Schrei nach der Wildnis“ ertönen und beklagte die Kultivierung Afrikas, die Ausrottung des Tierbestandes und die Vernichtung der alten Eingeborenen sitten. Dann gab er ein düsteres Bild von der schlechten Behandlung der afrikanischen Bevölkerung durch die Übersee-Deutschen, die im Eingeborenen nur das „Neger-schwein“ sehen, die die bisherigen Einwohner unterdrückten, ausrotteten und zur Arbeit zwingen, nur um das bißchen Sisal, Baumwolle oder Kaffee zu erlangen. Mit energischen Tönen verlangte er, daß sich die Regierung diesen Negerausbeutern entgegenstemmen und die Eingeborenen als das kostbarste Gut der Kolonien schützen solle.

Bei diesen Worten mußte ich etwas lächeln. Ich gedachte einer Zeit, da diese Frage im Reichstage eifrig debattiert wurde. Der Mann, der für den Schutz der Neger und gegen die Ausbeutung durch die Weißen eintrat, war damals Bernhard Dernburg und der Mann, der ihn dabei aufs schwerste bekämpfte und ihn antinational nannte, war — — Geheimrat Paasche, der Vater des Kapitänleutnant Paasche!

Nicht nur das Zentrum hat jetzt einen Fall Spahn. —

Literarische Rundschau.
Von Friedrich Stein-Berlin.

Wer dereinst die Geschichte unserer Gegenwartskultur schreibt, wird an der Erscheinung der Frau Bertha v. Suttner nicht vorübergehen dürfen, ohne ihres Wirkens mit

Respekt vor ihrem Wollen zu gedenken. Und wenn jemals die Größe eines Menschen an der Größe seiner Idee gemessen würde, und die Größe seiner Idee an der Größe der Opfer, die er dafür bringt, so muß diese merkwürdige Frau in die erste Reihe der Besten unserer Zeit gestellt werden. Der große Gedanke des Völkerfriedens, nicht als eine Utopie der Zukunft, sondern als eine praktische Forderung der Gegenwart — Bertha v. Suttner hat mit unermüdetem Eifer und allen Kräften ihrer Seele an den Möglichkeiten seiner Ausführbarkeit gearbeitet. Aber der Friedensgedanke allein füllt nicht ihr überaus reiches Leben. Aus jeder ihrer Dichtungen mehr gewinnt man den sicheren Eindruck, daß immer ein sozial-ethischer Gedanke es ist, der zum Träger oder doch zum Lichtgeber ihrer poetischen Absicht wird. Ihre neue Dichtung „Der Menschheit Hochgedanken“ (Verlag der Friedenswarte, Berlin) bestätigt und vertieft diesen Eindruck. Das Leitmotiv der Dichtung: Fortschritt in jedem Sinn und auf jedem Gebiete, so des menschlichen Intellektes, wie der menschlichen Höhengesittung, sei die große Aufgabe unserer Zeit und Zeitgenossen, wird zart umrankt von einem Roman-Sujet. Aus dessen anmutigen Verflechtungen und Lösungen steigen die „Hochgedanken der Menschheit“ auf, wie der begeisterte Sinn der Dichterin sie predigt: statt rohen Kriegen überall segenfruchtender Frieden; statt müßiger Lebensgier, erkenntnisgeläuterte Lebenswertung und -Bewertung; für die Frauen: statt flackernder Oberflächlichkeit

ernsthafte, gründliche Kenntnisse als Wurzelboden für eine sittlich erhöhende Lebensauffassung, die zu selbsteigner Weltanschauung sie leiten und in die Aufgaben des Weltfortschrittes einführen soll. Die neue Kultur-Era der Lufteroberung wird ihr zum Symbol, so der höhenwärts strebenden Zielarbeit der Menschheit, wie der Bürgerschaft für die dereinstige Erreichung dieser Ziele: die Verwirklichung alles dessen für Alle, was wir heute nur als „Hochgedanken“ bei den Einzelnen, den Rufern und Weckern, den Führern und Lehrenden finden. Bestrickende Herzenswärme und leuchtend klare Gedankenarbeit, unaufdringliche Lebensweisheit zu höheren Potenzen gereift, werden hier in veredelte Formen gegossen, wie sie der Dichterin, der Denkerin, der Streiterin für „Der Menschheit Hochgedanken“ vordem kaum je so reich und rein geglüht sind.

Auch Peter Rosegger, der Philosoph der Lebenstreue, verkündet in seiner neuesten Dichtung „Die beiden Hänse“ (L. Staakmann, Leipzig) eine Lebensbotschaft, der ernsthaften Beachtung wert. Er lehrt zum ersten: ein Charakter erstehet für Lebensforderung nur aus einem vollkommen gebildeten Willen; auch: daß nur durch die Güte der Guten es in der Welt gut werden könne. Er lehrt zum zweiten: Wer auf der Scholle geboren, als ein in seinem Wesenskern Schollenhaftender, der dränge sich nicht in das herzzerfengende Weltthafen der Großstadt, oder er kehre zur Scholle zurück, ehe seine Seele veräschert ist. Mit

jenem warm eingehenden Gemüts-
ton, bald Humor, jetzt Schalkheit
und jetzt tiefe Nachdenklichkeit; mit
jener Ergriffenheit, die von An-
beginn ihm eignet und glückt, wie
kaum einem Anderen, schildert er
die sehr ungleiche Art und Ent-
wicklung zweier Schulkameraden.
Beide aus steyerischen Gebirgs-
dörfern hervorgegangen, gelangt
Hans, der Arzt und Freigeist, der
in allem etwas bedeuten und Be-
deutendes will, nach kurzem, glän-
zendem Aufstieg als Streber der
Besitzgier, des Ehrengelizes und der
skrupellosen Jähzucht an den
Rand der Erbärmlichkeit. Bis ein
äußerer Anstoß sein Gewissen auf-
rüttelt. Glänzende Carriere, Reich-
tum, vornehme Braut, Erfolge und
Verbindungen — alles wirft er
von sich. Durch die weite Heimat
hin, der seine tiefgeheime Seh-
sucht unter allem Weltprunk und
Wissenschaftsproben ungefüllt nach-
gegangen, sucht er sein geliebtes,
unglückliches Mädchen, das er in
Schande und Verlassenheit ge-
trieben. Nach Jahren der finstern
Selbstpeinigung findet er die schon
Totgeglaubte mit ihrem Kind im
Hause des Freundes . . . Hans, der
Pfarrer, der lebensfremde Gott-
getreue, hat in werktätig unbe-
holfener Menschenliebe die ver-
lassene Mädchenmutter in sein Haus
genommen und wird — wie üblich —
um seiner Güte und tiefen, welt-
unverstehenden Reinheit willen ge-
kreuzigt. Eine Strafverfehlung trägt
ihn auf die armseligste Pfürnde
in die rauheste Bergeinde, wo
nur noch, was ewig groß ist, seine
arme, heimgesuchte Seele schrecken
oder entzücken kann; wo der Men-
schen erdrückendes Leid zu lindern,

seine echte Seelsorge geworden ist . .
Rosegger will sicher nicht für Kirche
und Dogma propagandieren. Eher
erweisen, daß der Mensch, auch
der Hochgemute, ohne Gottinhalt
auch keinen Lebensinhalt gewinnen
könne. Der Rosegger von heut hat,
sieht man genauer hin, mit seinem
Volemisieren in der Dichtung,
wie mit seiner erzählerischen Form
jenen traulichen Ton der Ursprüng-
lichkeit nicht bewahrt, in dem seine
früheren Dichtungen sozusagen le-
bensunmittelbar seinem Gemüt ent-
quollen sind. Ob die höhere Kultur
seiner weltmännisch gewor-
denen Vortrages dafür entschädigen
kann? Das ist Sache des persön-
lichen Geschmacks. Aber ich glaube
fest und getreu, daß für jeden
Geschmack „Der Waldschulmeister“
Roseggers beste und edelste Dich-
tung bleiben wird. Noch eines
entzündenden Buches des glücklichen
Poeten möchte ich rühmend er-
wähnen: „Das Buch von den
Kleinen“, mit seinem unbeschwer-
lich interessanten Inhalt: Schild-
ereien, Silhouetten, Beobach-
tungen aus dem Leben seiner Kinder
und Enkel. Lebfrisch, herzwarm,
goldig, glücklich und wieder so
versonnen klug und nachdenklich!
Dichterseele — Kinderseele! Ein
liebes Buch. Ein Erziehungsbuch!
Wo man an Kinderlachen sich er-
freut, wo man der Kindentwicklung
nachlauscht, sollten derlei Bücher eine
Heimstätte haben. . . .

Zuletzt noch von einem ganz
„Besonderen“, der stark dem
Augenblick sein Leben abverlangt,
um es groß für die Zeit zu ge-
stalten: Karl Schönherr,
der Dichter der Dramen: „Erde“
und „Glaube und Heimat“

Rundschau

Über diese beiden viel umstrittenen, noch mehr umworbenen Heimatbilder des steyerischen Weltverkünder heute noch etwas irgendwie Neues sagen zu wollen, hieße: dem Lichte eine Fackel anzünden. Ihr soziales Verdienst und ihre dichterische Bedeutung bedürfen keines Heroldes mehr. Aber auch nicht von Bekanntem, sondern von einer neuen, soeben in Buchform erschienenen Dichtung „Die Bildschnitzer“ (Verlag von L. Staakmann-Leipzig) möchte ich sprechen: ein dialogisierter „Zusammenbruch“, dessen Tragik zwischen den Polen des Menschenverhängnisses oszilliert: hungernde Glücksehnstucht und fiebernde Schuld. Mit jener herzwarm formenden Kraft, deren Wesen Schönheit ist, deren große Geste niemals zur Pose wird, enthüllt in wenigen, umrißklaren Linien der Dichter hier dreier Menschen Zerstörung, herbeigeführt um zweier friererender Kinderfüßchen willen: der Bildschnitzer Friedli, in tiefer Armut und glückscheinender Ehe lebend, hat sich in übereifriger Arbeit eine Blutvergiftung zugezogen, und wenn er sein Leben retten will, muß er seine rechte Hand hingeben. Zu derselben Stunde, da der Arzt ihn ins Krankenhaus holt, entdeckt der Geschlagene, daß sein über alles geliebtes, seelenstarkes Weib und sein über alles getreuer Freund, der Bildschnitzer Gebhard, ihn betrügen, sein Vertrauen verraten — vielleicht, ja sicher von Anbeginn ihn betrogen, ihn verraten haben! In seiner jählings verfinsterten Seele zu Tode getroffen, verweigert er die gebotene Heilung anzunehmen und erwartet wortlos sein Ende.

Mit haarscharf abständiger Sondernung deckt eine sicher spürende Psychologie das Empfindungsleben der Handelnden auf. Mit der einschichtigen Verdichtung der Bühnenerfordernis geht alles knapp gefaßte Geschehen, wohlgefügt und folgenfest, vorüber. Zudem eine Dialogführung, deren geschliffene Fettenfeinheit die Charaktere der Menschen von allen Wesenseiten beleuchtet. Eine prächtige Arbeit! Fast noch höher aber möchte ich einen Band Skizzen stellen „Aus meinem Merkbuch“. Bilder aus dem wirklichen Alltagsleben um ihn her. Und er sieht alles, wie eben ein Dichter sieht: mit den Augen des Schöpfers, mit der Seele, die zum Körper seiner Sinne geworden ist. Seine Schilderungen hier sind Meister-Miniaturen, nicht nur der konsequenten Bildnistreue, sondern vor allem der psychologischen Durchsichtigkeit — schlicht und selbstverständlich, wie das Leben selbst. Überall gleich aber bleibt ihm seine Physiognomie der Persönlichkeit, in den Habitus der Volksart erweitert. Man weiß nicht, wie er diese traumlicher schreitende Meisterlichkeit erworben hat; man staunt nur darüber, wie er sie verwaltet. Da sind ein paar Skizzen: „Schnauzl“ — der Opfertod eines hungernden Hundes für seines hungernden Brotherrn hungernde Kinder; oder „Die Hoffnung der Mutter“ — ein hundertjähriges Weiberl, das noch immer hofft, seinem 70 jährigen „Bua“ das Trinken abzu-erziehen, wenn er nur erst in die Jahre kommt! Dann „Tiroler Bauern von 1809“ — eine Kampfszene von atemraubend an-drängender Kraft; auch „Der

Hirt" u. a. m. Das geht einem grad aus dem Herz.

In Österreichs Kronländern erlebt zur Stunde die Literatur einen hastig sprossenden Lenz, der seine Blütenfülle verheißungsvoll an Licht und Leben drängt. Unmöglich, all das Verdesfrohe auch nur zu registrieren. Beachtung verdiente vieles — an dieser Stelle Erwähnung finden kann das Wenigste nur. Aber es ergibt sich doch wohl auch dazu bald wieder die Gelegenheit — quod Deus bene vertat.

Musikalische Rundschau. Von Walter Dahms.

Berliner Oper. Das Berliner Opernleben bewegt sich in gleichförmigen Bahnen ohne aufregende Schwankungen und Erschütterungen. Die Königl. Oper übt eine Zurückhaltung neuen Werken gegenüber, die man nicht oft genug beklagen kann. Bleibt doch damit der zeitgenössischen deutschen Produktion eine Aufführungsmöglichkeit verschlossen, die den Mitteln nach erstrangig genannt werden muß. Zum Überfluß verliert man im Knobelsdorff-Hause auch noch den Generalmusikdirektor Dr. Carl Muck an Amerika und tauscht dagegen den Hofkapellmeister Emil Paur ein. Ob die Wahl glücklich war, wird sich ja bald zeigen. — Neben der Hofoper kommt nur noch die neue Kurfürstener Oper als künstlerisch leistungsfähiges Institut in Frage. Direktor Moris bemüht sich, sein Repertoire interessant und modern zu gestalten. Er scheint die Tradition der Gregor'schen Regie-Oper (lies:

Ausstattungs-Oper) weiterführen zu wollen. Anders ist die Wahl eines musikalisch und textlich gleich tiefstehenden Machwerkes wie „Quo vadis?“ von Nougues nicht zu erklären. Wenn Herr Moris ein Operntheater mit Erfolg leiten will, wird er auch den Kapellmeister bei der Annahme von Werken um Rat fragen müssen. Andernfalls bleibt sein Suchen nach Novitäten nur ein Glücksspiel. —

Berliner Konzerte. An der Spitze der großen Konzertunternehmungen stehen nach wie vor die Sinfonie-Abende der Königl. Kapelle im Opernhaus. Die Zuhörerschaft ist hier sehr exklusiv und zum größten Teil wirklich musikliebend. Weniger exklusiv sind die Programme, seitdem Richard Strauß den Lackstod führt. Er berücksichtigt in erster Linie seine eigenen Kompositionen und die seiner Münchener Freunde. Die Klassiker dürfen natürlich an diesem Ort nicht fehlen. Leider scheint man Sinfonikern wie Brahms und Bruckner keinen gebührenden Platz einräumen zu wollen. Von den letzten Novitäten ist Hauseggers „Natur-Sinfonie“ zu erwähnen, die eine schroffe Ablehnung erfuhr. Richard Strauß rächte sich dafür an dem Publikum dadurch, daß er es beim Kaisermarsch von Wagner aufstehen ließ. Beides, das Zischen wie das Aufstehenlassen, war nicht am Platze.

Von anderen großen Orchesterkonzerten hielten sich die Nikisch-Konzerte ziemlich frei von Neuheiten. Oskar Fried, der die Konzerte der Gesellschaft der Musikfreunde dirigiert, tritt für die Hypermodernen ein. Er widmete dem Komponisten Busoni einen ganzen Abend, ohne

Rundschau

jedoch von dem schöpferischen Talent des berühmten Pianisten überzeugen zu können. Siegmund von Hausegger steht an der Spitze der großen Sinfoniekonzerte des aufstrebenden Blüthner-Orchesters. Er ist als Dirigent der besten einer, tritt mit Nachdruck für Bruckner ein und erwirbt sich dadurch viele Freunde. Der jungmünchener Komponisten-Schule gegenüber (der er ja auch angehört) verliert er jedoch alle Objektivität und führt viel Minderwertiges auf. Ruhepunkte in dem nervös hastenden Musikleben Berlins sind die Orchesterkonzerte alter Musik, die der New-Yorker Dirigent Sam Franko veranstaltet. Sein Publikum wird immer größer.

An Solisten-Konzerten ist kein Mangel. Die Fülle der Veranstaltungen ist eine derartige, daß große Künstler oft einen halbleeren Saal vorfinden. Es gab interessante Ereignisse, so das einmalige Auftreten Eugen d'Alberts in der Philharmonie. Daß der Großmeister des Klavierspiels einmal die Notenfeder aus der Hand legte und am Flügel Platz nahm, dankte ihm nicht nur ein begeisterungstrunkenes Publikum mit beispiellosen Ovationen, sondern auch das Philharmonische Orchester, dessen Unterstützungsfonds er den Ertrag des Konzertes (9000 Mark) überwies. Ein Nachfolger scheint ihm in dem 18 jährigen Ernst von Lengyel zu erstehen. Dieser Jüngling leistet, kurz gesagt, Geniales. Von den anderen, die die Lasten drückten, muß man noch Gabrilowitsch, Kreutzer, Hambourg, Friedberg und Frieda Kwast-Hodapp nennen. —

Auch unter den Geigern blieb die Sensation nicht aus. Sie kam

in der Person des 11 jährigen Siegmund Feuermann aus Wien, bei dessen Wiedergabe des Brahms-Konzertes man aus dem Staunen nicht herauskam. Er stellt alles, was sich Wunderknabe nennt, in den Schatten. Aber auch die Großen zeigten sich: Tsaye, Serato, Kreisler, Fleisch und dann die vielen anderen zweiten bis siebenten Ranges.

In der Kammermusik erobert sich das Sevcik-Quartett aus Prag eine immer festere Position. Es spielt ebenso temperamentvoll wie die berühmten „Böhmen“, aber viel klangschöner. Von einheimischen Ensembles können ihm nur das Heß- und das Klingler-Quartett die Spitze bieten. — Gesungen wurde im großen ganzen recht mittelmäßig. Ein paar berühmte Namen, wie Meschaert, Julia Culp, Myz-Gmeiner füllen den Saal. Die vielen anderen haben das Nachsehen. — Noch weniger aufregend war, was an neuen Kompositionen geboten wurde. Einzig in Julius Weißmann scheint ein Lyriker ersten Ranges zu stecken, von dem man noch einmal sprechen wird.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff = Frank Ulrich
(Frank).

Die diesmalige Rundschau hätte vielleicht richtiger einer der Herren Kollegen von der Sozial- oder Handelspolitik, von Industrie, Handwerk, Kunst und Kunstgewerbe schreiben sollen. Objektiv! Nicht so ganz erfüllt von Freude und Genugtuung, wie ich es bin. Ich glaube, wir wären besser fortgekommen, wenn das Gerechtig-

Feitsgefühl einer, durch keinerlei Ermüdigungen beeinträchtigten Anerkennung von „unserer Ausstellung: die Frau in Haus und Beruf“ und „unserem Kongresse“ — so bezeichnet sie heute jede Frau in Berlin — berichtet hätte. Die Bescheidenheit, die allerdings als die feinste Blüte des Selbstgefühls und des Erfolges anzusprechen ist, verbietet einer Kunderin dieser Frauentage allzu laut und vernehmlich von diesem Markstein der Frauenbewegung zu sprechen. Und doch! Wer wollte den Enthusiasmus teilen, mit dem von ihnen gesprochen wird? Wer wollte, nicht verstehend, die Superlative, die die Berichte schmücken, als überflüssig oder gar ungehörig bezeichnen? Siege werden nie mit vornehmer Zurückhaltung gefeiert, daher der Ausdruck: „Siegesschrei.“ Und ein Sieg war es über Vorurteile, Kleinlichkeit und Engherzigkeit, dem ein stolzes Denkmal errichtet wurde mit dieser Ausstellung. Dem Fleiß, der Ausdauer, der Gewissenhaftigkeit, Korrektheit und dem Verständnis, mit dem dieses Werk ausgeführt wurde, mußte sich der Enthusiasmus gesellen, um es zu vollenden. Er war das Ferment, das die Willenskraft durchdrang und antrieb, die Hoffnung stärkte, den Glauben erfüllte, und darum ist er zu begrüßen, wo immer er uns in diesen Tagen begegnete, auch auf den Abwegen kleiner Eitelkeiten und Überstiegenheiten, niemals begreiflicher und verzeihlicher als in diesem Falle. Vom Sachlichen, Präzisen, Klugen und ausgezeichnet Organisatorischen gibt es des Rühmlichen und Positiven genug aufzuzählen, und gern

wende ich mich mit meinen Eindrücken diesen Betrachtungen zu.

Die Eröffnung der Ausstellung in Gegenwart der Kaiserin vollzog sich mit einem Festesglanz und einer Feierlichkeit, die das interessante Ereignis würdig inaugurierten. Und die überreich geschmückten Hallen boten einen entzückenden Anblick, in deren, im ersten Moment, beinahe verwirrender Schönheitsfülle man sich doch bald orientierte, dank der vorzüglichen, übersichtlichen Anordnung des Ganzen. Aus der stundenlangen Masse der Einzelheiten ergab sich ein methodisch arrangiertes Bild, das zu schönster Harmonie und Einheitlichkeit sich gestaltete. Wohin immer das Auge sich wendete, überall ein Ineinandewirken von künstlerischem Geschmac und sachkundiger, planvoller Ausführung. In prächtigem Rahmen ein Aufrollen gediegener, tüchtiger Arbeit. Nach dem Prinzip: „und fügten zum Guten den Glanz und den Schimmer und ruhten nimmer“, haben die Frauen ihre Ausstellung errichtet; so der Mannigfaltigkeit der Ausstellungsobjekte die weiche Grazie einer Ästhetik verliehen, die man leicht mit dem Ausdruck: weiblich bespöttelt. Sei es zugegeben! Es ist jedenfalls das einzig weibliche, was dieser Ausstellung anhaftet, was ihr wohl einen verräterischen Zug ihres Ursprungs ausdrücken kann. Aber wahrlich nicht zu ihrem Schaden, denn wo Kraft und Zartheit sich zusammenschließen, gibt es einen guten Klang, und dieser Klang durchzieht die weiten Hallen und Emporen, erfüllt sie mit Freude und Schaffenslust, und weckt

Rundschau

einen vollen Widerhall in den Herzen der Beschauer. Mag nörgeln die Scheelsucht vielleicht denken, Blumen, nichts als Blumen, zu viel Blumen, so vergesse man nicht, daß diese der wundervollen Gartenkunst der Frauen ihr duftschweres, farbenreiches Dasein danken, daß sie im übrigen die große Lücke nicht beeinträchtigen, die diese Ausstellung aufweist, und daß sie der Teil des Arrangements sind, der den malerisch=heiteren Hintergrund des Gesamtbildes darstellt. Sonst ist alles seriös bis ins letzte, was da zu erschauen, zu bewundern, zu studieren ist. Es würde schwer sein, in dem beschränkten Raum, der dieser Rundschau zur Verfügung steht, ein ins Detail ausgeführtes Bild der Ausstellung zu geben. Aber was sie in sich schließt, was sie erstrebt und was sie lehrt, sei in Kürze hier zusammengefaßt. Hervorheben möchte ich in erster Reihe, daß die im zweiten Jahrgang von „Nord und Süd“ bereits erwähnten, damals erst im Werden begriffenen, aber programmatisch bereits festgestellten Ausstellungsanlagen, Baulichkeiten, die Architektur der Innenausstattung, die Stände und Repräsentationsräume, bis ins Kleinste und Genaueste ausgeführt wurden. Mit einer Gewissenhaftigkeit, Sicherheit und Arbeitspräzision, die des höchsten Lobes wert sind. Nicht Ankündigungen und Anpreisungen auf dem geduldigen Papier blieben die in Aussicht gestellten Sehenswürdigkeiten, sondern Tatsachen waren sie am Eröffnungstage, vollendet bis zum letzten Hammerschlag, geschmückt und dekoriert. Empfangsbereit der Gäste harrend,

wie eine gewandte, repräsentative Hausfrau, öffnete die Ausstellung ihre Tore pünktlich und fertig. Und die Gäste kamen in hellen Scharen und kommen Tag um Tag, und freuen sich des schönen Anblicks und preisen die Frauen, die das Werk zustande gebracht. Es gebührt von ihnen der Gräfin Helene Harrach, Frau Hedwig Heyl, Frau Ellen von Siemens, Frau Emilie Mosse, Frau Fia Wille, Frau Doppel=Legeband, Fräulein Dr. Alice Salomon und Frau Anna Mithow besondere Erwähnung. Und hilfreich, umsichtig und allzeit bereit standen ihnen die übrigen Mitglieder des Deutschen Lyceum=Klubs zur Seite. So nur konnte dieses Unternehmen gedeihen, das als ein Unikum in der Geschichte des Ausstellungswesens dasteht.

Auch sonst unterscheidet diese Ausstellung sich in mancher Hinsicht wesentlich von dem, was man bisher im allgemeinen zu sehen gewohnt war. Nicht etwa, daß die Werte des Gebotenen höher einzuschätzen sind, als was moderne Technik, Erfahrung und Vervollkommnung auf allen Arbeitsgebieten bereits geschaffen hat. Aber daß die Fülle der Darbietungen, und ihre ausgezeichnete Gruppierung, lediglich Frauenarbeit ist, und daß diese Frauenarbeit so mächtig und ihre Ausbreitung und Verzweigung in unserm gesamten Kulturleben so weitreichend sich darstellt, ist ein Novum, von so überraschender Wirklichkeit, wie es die große Öffentlichkeit wohl nicht erwartete. Dabei darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß die Frauenbewegung kaum vier Dezennien durchmisst, und es Wunders

genug ist, daß sie heute alles leistet und erfaßt, was in den Jahrhunderten geworden, ihr aber verschlossen geblieben war. Die großen schöpferischen Taten werden, oder können sich jedenfalls, auf dem so vorbereiteten Boden noch entwickeln. Zu hoffen ist es! Zunächst schon hat die Ausstellung sich frei gemacht von aller und jeder Zusammenwürflung. Klar und rhythmisch ist der Gesamteindruck. Beide Hallen, jede für sich bis ins Kleinste in der Architektur der Aufbauten, in den Farbenwirkungen und in der Gruppierung der Ausstellungsgegenstände nach einem festen Plan ausgestaltet, der mit straffer Energie durchgeführt ist, von den künstlerischen Leiterinnen. Die wuchtige Apfisausmalung Ida Stroevers über der Bühne der Halle I und der farbensatte Ladenaufbau auf ihr mit der glanzvollen Wirkung der Gasbeleuchtung, einem Werk der Dekorationskunst Elisabeth von Hahn, sind wohl mit das prächtigste Bild, das man in den Ausstellungshallen je gesehen hat. Diese Wirkung setzt sich fort in dem großen Empfangsprunkzelt des Deutschen Lyceum-Klubs und den darin aufgebauten Schätzen, die von Sammlerinnen in die Ausstellung gegeben wurden. Wir nennen unter ihnen eine einzig dastehende, aus der Familie Rothschild stammende Fingerhutsammlung. Dort steht auch der Perlen schmuck im Werte von 30 000 Mark, der den Hauptgewinn der Ausstellungslotterie bildet. Es leitet das über zu der umfangreichen Darstellung aller Zweige des Kunstgewerbes, in denen der feine Geschmack der Frau naturgemäß

besonders glückliche Betätigung gefunden hat. — Darüber, im ersten Stock, hat die Protektorin des Lyceum-Klubs, Carmen Sylva, Königin von Rumänien, zahlreiche, mit eigener Hand gefertigte Kostbarkeiten zur Ausstellung gebracht. Es schließen sich rechts und links an die ernstesten Zweige der weiblichen Tätigkeit: Erziehung und Unterricht, Frauenstudium, Vaterländischer Frauenverein und Rotes Kreuz — während die organisierte Krankenpflege in der Vorhalle des Erdgeschosses Platz gefunden hat — und ein Überblick über die Frau auf der Reise, die Deutsche im Ausland und die Ausländerin in Deutschland. In den angrenzenden Räumen führt sich, und zwar auch kinematographisch, die Bühnenkünstlerin vor, während eine retrospektive Abteilung den großen Frauen der Vergangenheit den ihnen gebührenden Tribut zollt. — Schreitet man in das Erdgeschloß der Halle II, so begrüßen den Beschauer Palmen und überhaupt die Gaben unserer Kolonien von den Edelsteinen Süd-West-Afrikas herab bis zu den kleinsten Gegenständen in den Wohnstätten, wie sie für das koloniale Leben der Frau charakteristisch sind. Eingefaßt wird diese Gruppe von den deutschen Gärtnerinnen, während sich nach der Mitte der Halle zu das Jugendheim anschließt, dem Darstellungen der Frauentätigkeit in der Landwirtschaft folgen. Rechts und links herrscht die Hauswirtschaft in allen ihren Ausgestaltungen vom Arbeiterhaus bis zur Großküche. Auf den Galerien schließen sich die Gruppen: die Frau in Industrie

Rundschau

und Handwerk, die Frau in der sozialen Arbeit, die Frau als bildende Künstlerin, an. Überall Sehenswertes, vielfach Ausgezeichnetes darbietend. Und trotz alledem keine Überheblichkeit, kein hochmütiges Selbstgefühl. Stille, innige Freude sieht man auf den Gesichtern der gereiften, bedächtigen Frauen, Frohsinn auf denen der frischen, hübschen jungen Mädchen, die zum Bau gehören. Diesem Monumentalbau deutscher Frauenarbeit, von der eine ihrer bewährtesten, tüchtigsten Stützen, Frau Anna Plathow, sagt: „Die mündig gewordene Frau löst sich in ihrer Arbeit, in ihrem Streben langsam von der Nachahmung des Mannes los und folgt, aufmerksam in sich hineinlauschend, mehr und mehr den Intentionen ihres eigenen Wesens. Der Rausch des Schaffens kommt über sie, und im beglückenden Gefühl der eigenen jungen Kraft stürmt sie zuweilen sogar übers Ziel hinaus. Dabei hat sie aber gelernt, die alten, kostbaren Lebenswerte: Mutterschaft, hausfrauliches Wirken, Jugenderziehung und Fürsorge, soziale Arbeit in Gemeinde und Staat vertiefter zu erfassen, sie in neuem Lichte zu sehen und neue Pflichten daraus herzuleiten . . . Die Frau will in die Höhe!“ Von diesem Gesichtspunkt aus wäre ihr wahrlich zu gönnen, daß fortan der Aufstieg ihr nicht mehr erschwert werde.

Wirtschaftliche Rundschau.

Die Revue der Bankabschlüsse ist zum großen Teil vorübergezogen, und die Kritik des Bankjahres 1911

steht bereits jetzt, unbeschadet einiger neuer Züge, die durch die Bilanzen der Deutschen Bank und der Dresdener Bank noch in das den Grundrissen nach fertige Bild hinein getragen werden können, im großen und ganzen fest. Mäßigen Mehrgewinnen an Zinsen und Provisionen stehen fast durchweg geschmälerzte Effekten- und Konsortialgewinne gegenüber. Das politisch unruhige zweite Halbjahr 1911 hat bewirkt, daß auf dem Gebiete des Effektengeschäfts nicht alle Blüten träume reiften, und auch — als die Wolken vom politischen Himmel verschwunden waren — wollte sich das unterbrochene Wachstum nicht in der von vielen erwarteten Weise fortsetzen. „In der Börse ist kein Zug mehr“, so sagten die Philosophen an der Burgstraße, und als untrügliches Symptom für die innere Verfassung der Börse war es zu betrachten, daß junge Aktien und Bezugsrechte die Tendenz in den einzelnen Papieren nicht mehr nach oben richteten wie in Zeiten, in denen die Börse „in sich fest war“, sondern im Gegenteil auf die Kurse drückten. Der Markt zeigte sich nicht mehr als aufnahmefähig für neue Papiere, und die Börse wurde Kapitalserhöhungen gegenüber in fast allen Fällen nervös, in den Fällen, wo sie Verwässerungen witterte, sogar überkritisch. Die Aktien der Julius Berger Liefbau-Gesellschaft, der Deutschen Erdöl Akt.-Ges., der Linke Waggonfabrik, der Bergmann-Elektrizitätswerke mußten so in scharfem Tempo den Abmarsch nach unten antreten, ohne daß allerdings die verminderte Kauflust des Publikums für industrielle

Aktien die geringe Vorliebe für staatliche oder kommunale Rentenwerte vermehrt hätte.

Die rückgängigen Börsenkurse und die Minderproduktion an industriellen Wertpapieren sind — wie schon oben gesagt — an den Effekten- und Konsortialgewinnen der Banken nicht spurlos vorübergegangen, und nur die stetige, wenn auch durchaus nicht außergewöhnliche Zunahme des regulären Geschäfts vermochte die Ausfälle auszugleichen. Dividendenerhöhungen haben die Berliner Großbanken bis auf die Berliner Handelsgesellschaft, die zwar die vorjährige auf die Verbindung mit der „Niederdeutschen Bank“ zurückzuführende Schlappe überwunden, aber über das Resultat des Jahres 1909 kaum hinausgekommen war, nicht vorgenommen. Eine Anzahl von Provinzbanken, so die Rheinische Bank, die Mittelrheinische Bank, die Osnabrücker Bank, die Bergisch-Märkische Bank, die Westdeutsche Bank, der Chemnitzer Bankverein, die Rostocker Bank mußten ihre Dividenden zum Teil erheblich verringern. Der Grund lag fast nirgends in einem Rückgang des normalen Geschäfts, sondern fast überall an besonderen Verlusten, an abschreibungsbedürftigen Beteiligungen usw.

Waren die Herde derartiger Verlustfälle fast durchweg lokal begrenzt, so führten doch die Gründe des Dividendenrückganges bei einem dieser Institute, der Bergisch-Märkischen Bank, mitten hinein in den zentralen Krankheitsherd im deutschen Wirtschaftsleben, in ein wirr verschlungenes Konglomerat von Finanzunternehmungen und Finanzgeschäften, das gewöhn-

lich unter dem Namen Fürstentruft bezeichnet wird. Verschachtelung und Verschiebung ist das Charakteristikum der Finanzmethoden dieses Konzerns, der ein Unternehmen fruchtbar und wertvoll zu machen glaubte, wenn er es auf einem komplizierten Gerüst von Trägern und Balken balancieren ließ. Eine Zeitlang hielt dieses Gerüst trotz der wenig tragfähigen Grundlagen stand, und es fand noch dadurch einen gewissen Halt, daß es sich an ein so starkes, ja granitenes Gebäude wie die Deutsche Bank anlehnen durfte. Herr Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft, der die Haltlosigkeit dieses Systems und die Gefährlichkeit dieser Methoden rechtzeitig erkannte, ließ sich schon vor einem Jahre mit Vergnügen ausschiffen und steckte die Blamage des angeblich Hinausgeworfenen gern ein, da ihm doch die Deutsche Bank seine gefährlichen Risiken bis auf den letzten Rest abnahm. Als ein wohlmeinender Vermittler sich ihm erbot, „die Sache mit dem Fürstentruft wieder einzurenken“, fragte er ihn wichtig, ob er schon einmal jemanden gesehen habe, der sich den soeben herausgeschnittenen Blinddarm wieder einsetzen lasse. Was damals vielen als verärgerte Witzerei erschien, hat sich nunmehr als weitsichtige und überlegene Weisheit erwiesen. Herr Fürstenberg kann über den Kursrückgang der Hohenlohe-Aktien kaltlächelnd zur Tagesordnung übergehen, aber die Deutsche Bank und ihre Tochtergesellschaft, die Bergisch-Märkische Bank vermögen ihre Beteiligung an der Berliner Terrain- und Baugesellschaft, dem zusammengebrochenen Hauptunternehmen der

Rundschau

Fürsten Fürstenberg und Hohenlohe, nur zu liquidieren, indem sie Verluste von zusammen 12 Millionen Mark in ihre Bilanzen einstellen. Sie müssen sich von den fürstlichen Vertrauensleuten noch dazu lassen, daß diese Opfer von 12 Millionen Mark noch zu niedrige seien und daß man mit Fug und Recht von der Deutschen Bank noch größere Konzessionen fordern könne.

Einen großen Erfolg kann die Presse, die öffentliche Meinung in dieser Angelegenheit auf ihr Konto buchen. Unter der Wucht der öffentlichen Anklagen mußten die beiden beteiligten Hauptgruppen sich dazu bequemen, den größten Teil der Opfer auf ihre Schultern zu

nehmen. Die Gruppe der Deutschen Bank hat erheblich zur Sanierung des Boswau & Knauer'schen Engagements der Berliner Terrain- und Baugesellschaft beigetragen, die Fürstengruppe hat sich bereit erklärt, die Gesellschaft von dem zweiten Schmaroger, den Wolff Bertheim'schen Kaufhäusern, zu befreien. Die relativ geringe Zahl der unabhängigen Aktionäre, die allerdings bei der Gesellschaft nie etwas mitzusprechen hatten und nur sehr ungenügend orientiert wurden, werden allem Anschein nach mit geringem Opfer oder überhaupt ohne Opfer abkommen.

Horatio.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Rühnwasser 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Rosergasse 3; — für die Herausgabe: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkó), Budapest V, Dorottya-utca 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Carl Krause in Tempelhof-Berlin. — Verlag und Druck der Schlesi'schen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

3 Perlen deutscher Industrie

Fabrikate der Firma
Seidel & Naumann, A.-G., Dresden

Ideal

SEIDEL &
NAUMANN
A. G.
DRESDEN

Ideal - Schreibmaschine,
an Zuverlässig-
keit, Leistungsfähigkeit
und Stabilität unüber-
troffen. Ca. 90000 IDEAL-Schreib-
:: :: maschinen im Gebrauch. :: ::



sichtbar
schreibend



Erika

Erika sichtbar schreibende Typenhebelmaschine. Hochvollendete Konstruktion. Speziell für kleinere Büros, Detailgeschäfte, für den Privatgebrauch und die Reise. — Geringes Gewicht. — Geringe Grösse.

X x X



Universal-Rechenmaschine. Konkurrenzlose
Kombination einer Additions- und Multiplikationsmaschine.
— Schreibt Aufgabe und Resultat. —

Generalvertreter: **Albert Peiser**
Breslau II und Kattowitz O/S.

P. Raddatz & Co.



Gegr. 1795

Hoflieferanten Seiner Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen
des Deutschen Reiches sowie Ihrer Königlichen Hoheiten
der Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz

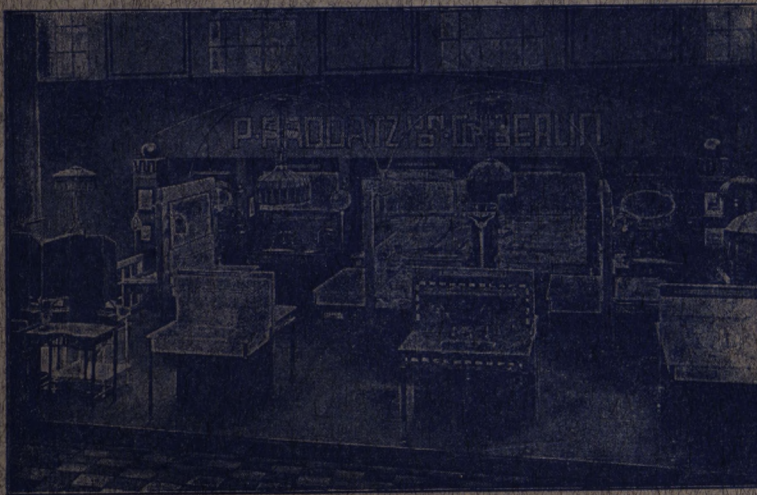


Gegr. 1795

Berlin W 66 - - Leipziger Straße 122-123

Grösstes Spezialhaus Deutschlands für Porzellan, Glas, Haus- und
Küchengeräte, Beleuchtungsartikel

Separat-Abteilung für sanitäre und
hygienische Wohnungs-Einrichtungen



Marmor-, Glas-, Feuerton- und Steingut-Waschtoiletten in hy-
gienisch einwandfreier Konstruktion von M. 45.— bis M. 950.—

Internationale Hygiene-Ausstellung Dresden 1911
mit der „Goldenen Medaille“ ausgezeichnet

Verlangen Sie unseren 64 Seiten starken Katalog zur Ansicht, derselbe enthält:
Moderne Badeeinrichtungen, Waschtoiletten, Frisiertische, Bidets, Douchen, Badewannen,
Wandbrunnen für Villen und Schlösser, Klosettanlagen, Heisswasseröfen, Badewagen
von M. 18.— an, elektrische Haartrockner „Fön“ M. 39.—, Badzubehör-Artikel etc. etc.

In der Beleuchtungs-Abteilung vornehme Beleuchtungskörper in jed. Stilart u. Preislage
auf Wunsch nach besonderen Entwürfen in eigener Werkstatt hergestellt